

Couverture ici

Sommaire

Préface	1
Allemand	
Composition du jury	3
Premier prix : Wertvolle Begegnung, Uchral Narantuya	5
Deuxième prix : Unwissenheit ist ein Segen, Diane Verrier	9
Troisième prix : Ist ein Versprechen ein Leben wert?, Rodolphe Cluzel	15
Anglais	
Composition du jury	21
Premier prix : Rebirth, Clémence Ogier	23
Deuxième prix : Meet your Human's Mind, Julia Dulion	29
Troisième prix : The Everlasting Presence, Mahé Caussanel	35
Espagnol	
Composition du jury	41
Premier prix : Un viaje a casa, Valentina Torres	43
Deuxième prix : La cura, Nathalie Carreño	49
Deuxième prix ex aequo : El encuentro de una vida, Sandra Mirman	53
Français	
Composition du jury	57
Premier prix : Toi, le sans-visage, Charlotte Aylwin	59
Deuxième prix : Un matin pour se souvenir, Rachel Trowell	63
Troisième prix : Le talisman offert, Renako Miyagami	67
Italien	
Composition du jury	71
Premier prix : La caduta di Orsola, Coline Chaleat	73
Deuxième prix : Un incontro da sogno, Olivia Vaudaux	77
Troisième prix : Un incontro pieno di promessa, Laura Juglair	81
Russe	
Composition du jury	85
Premier prix : Ярость, Valentin Albert	87
Deuxième prix : Хижина, Alix Legeay	93
Troisième prix : По дороге домой, Alexandra Khondar	97
Prix de la mission égalité femme-homme	
Composition du jury	103
The Ant and the Grasshoppers, Sarah Blanc	105

Préface

Pour la troisième année consécutive, l'UFR de Langues Étrangères de l'Université Grenoble-Alpes a organisé un concours de nouvelles pour les étudiant.e.s de licence. La session 2020 a permis d'élargir le concours aux étudiant.e.s Erasmus inscrits à l'UFR ainsi qu'aux étudiant.e.s L.L.C.E.R. du site de Valence. Les étudiant.e.s ont pu donc composer en six langues : allemand, anglais, espagnol, français (pour les étudiant.e.s Erasmus), italien et russe.

Le thème choisi pour 2020 était « Rencontre(s) ». Les étudiant.e.s ont traduit ce thème dans leur langue pour explorer toutes ses significations et s'en inspirer pour écrire leurs nouvelles. Tous les jurys ont souligné l'engagement fort des étudiant.e.s dans ce concours (qui est basé sur le volontariat) et leur joie à lire ces nouvelles. Ils les encouragent à poursuivre dans la voie de l'écriture.

Cette année encore la qualité des nouvelles était très impressionnante et il n'était malheureusement pas possible de primer toutes celles et ceux qui l'auraient mérité. Ce recueil ne représente donc qu'une petite sélection des nouvelles reçues et tous les jurys souhaitent remercier l'ensemble des étudiant.e.s qui ont participé au concours pour leurs nouvelles.

Ce projet n'aurait pas pu aboutir sans ses acteurs clef : l'UFR de Langues Étrangères grâce à Véronique Jude, Adeline Leroux et Géraldine Grégoire, les enseignants responsables de chaque langue, les membres du jury, ainsi que Julie Darnand de la BUFR, et bien sûr les étudiant.e.s. Merci à tous et bonne lecture !

Éléonore Cartellier

Allemand

Composition du jury

Dominique Dias, MCF en linguistique allemande

Myriam Geiser, MCF en littérature allemande

Frauke Jacobsen, lectrice d'allemand

Sophie Lorrain, MCF en civilisation allemande

Natacha Rimasson-Fertin, MCF en littérature allemande

Lara Sepcke, lectrice d'allemand

WERTVOLLE BEGEGNUNG

НАНДИН УЧРАЛ

Uchral Narantuya

Im Jahr 2009 wurde ich in eine große Familie geboren. Ich hatte dunkle schwarze Augen, die zu meinem dunklen Haar passten. Meine Mutter sagte immer, dass ich ein winzig kleines pummeliges Baby war, das kaum seine Augen öffnen konnte, und die Fotos können das beweisen. Jedenfalls hatte meine Mutter solche Eile, mich zu sehen, dass sie den Namen "Uchral" für mich vorbereitet hatte, was auf Mongolisch "Begegnung" bedeutet.

Wie jedes mongolische Baby hatte ich einen blauen Fleck auf meinem Popo, der einige Jahre später verschwindet. Es ist in der Tat seltsam, aber es ist wahr: Jedes Kind, das mongolisches Blut in den Adern hat, wird mit einem blauen Fleck geboren, als ob er ein Symbol wäre. Die Mongolen verbinden ihn gern mit dem blauen Himmel und auch mit unserem großen Herrscher Dschingis Khan. Er ist sehr bekannt: Er wollte alle Teile der Welt vereinen, so wie er die Nomadenstämme in das Mongolische Reich verwandelt hat. Er wollte die Spaltungen beseitigen, und diese Idee wurde entweder positiv oder negativ aufgenommen, je nachdem, wie die Gesellschaft aus seiner Sicht funktionieren sollte. Dschingis Khan ist wie Napoleon Bonaparte für die Franzosen oder wie Heinrich VIII. für die Briten: grausam, aber mächtig, von einigen geliebt und von anderen gehasst.

Da ich bereits über Geschichte spreche, möchte ich Ihnen meine Lieblingsgeschichte erzählen, die das Schicksal der Erde verändert hat. Vor vielen Jahrhunderten, genau genommen im 21. Jahrhundert, stand unsere Erde vor dem Ende: alle Menschen und andere Lebewesen sollten ausgelöscht werden, genau wie die Dinosaurier. Alles wegen neuer Technologien, Industrien und vieler anderer Dinge, die für unsere Lebensweise nicht so gesund waren. Glücklicherweise tauchte im Jahr 2020 ein furchterregendes Virus auf und bedrohte jeden auf der Welt mit dem Tod: das Coronavirus, auch bekannt als COVID-19. Da

sich die Lage Tag für Tag verschlimmerte und in jedem Land Tausende neuer Fälle auftraten, waren die Menschen gezwungen, viele Monate zu Hause zu bleiben. Und da geschah das Wunder. Indem die Menschen zu Hause blieben, hörten sie auf, die Erde und ihre Natur zu zerstören, sie lernten wieder zu LEBEN. Sie wachten jeden Morgen heiter auf, aßen Frühstück, Mittag- und Abendessen mit all ihren Familienmitgliedern, lachten und genossen die gemeinsame Zeit. Sie schauten aus ihren Fenstern, um die Natur zu beobachten und der Sonne, dem Mond und den Sternen zuzulächeln. In wenigen Worten: Sie verlangsamten sich. Und was denkt ihr, was am Ende geschah: Die Erde antwortete. Blumen begannen zu blühen, Vögel sangen um sie her, alles gab ihnen ein Lächeln zurück.

Ich liebe diese Geschichte. Sie ist der Grund, warum ich mich so für die Natur, die Astronomie und den Aufbau des Universums interessiere.

Im Laufe der Jahre verwandelte sich die Erde in einen utopischen Ort: Der Boden war warm und weich, die Felsen und Steine glänzten wie Perlen und Juwelen, die Früchte waren weicher als Butter und süßer als Honig, die Bäume schienen je nach Jahreszeit in allen möglichen Farbschattierungen bemalt zu sein, und wenn sich ihre Blätter vom Baum lösten, um den Boden zu erreichen, und dabei unsere Körper berührten, fühlte es sich wie Seide an.

Jedenfalls begannen die Menschen, die Natur und die Erde mehr zu schätzen. Sie lernten, wie man sie behandelt und begannen, das ganze Universum zu erforschen. Am Ende entdeckten sie, dass die um die Erde schwebenden Sterne bewohnbare kleine Planeten waren.

Mein Großvater war ein bewunderter und respektierter Wissenschaftler, der viel Arbeit für diese Entdeckung geleistet hatte. Deshalb war er der erste, der einen Planeten auswählte und ihn besitzen konnte. Nur einen Monat vor meiner Geburt ging er dorthin, um ihn mit seinen und Großmutter Initialen zu markieren. Jedoch hat er mir nie gesagt, welchen er gewählt hat.

Das Einzige, was ich weiß, ist, dass, seit ich mich erinnern kann, sein einziger und bester Freund sein Teleskop war und dass er jeden Abend zur gleichen Stunde in seinem Sessel sitzt und den Himmel beobachtet. Und besonders in diesen Momenten spricht er gerne über Oma. Da ich die Einzige war, die sie nicht kannte, erzählte er mir viele Geschichten über

sie, und wenn die Geschichte zu Ende ging, schloss er sie ab, indem er sagte, dass ich ihr ähnlich bin und dass er sie vermisst. Auf diese Weise wusste ich, dass die Geschichte vorbei war.

Alle sagen mir, dass ich der Grund dafür war, dass meine Familie wieder lächeln konnte, wenn man in Betracht zieht, dass meine Großmutter die Erde verlassen hatte, um „sich einem besseren Ort anzuschließen“. Ich habe von jeder einzelnen Person in meiner Familie viel über sie gehört, so dass es so ist, als ob sie immer an meiner Seite gewesen wäre, als ob ich sie schon immer kannte, obwohl ich nie die Gelegenheit hatte, sie persönlich kennen zu lernen.

Wie mein Großvater liebte ich die Sternkonstellationen, deshalb zeigte er mir an meinem zehnten Geburtstag endlich, welcher der Millionen von Sternen ihm gehörte, und sagte, dass er von nun an mir gehörte. Als ich ihn erblickte, hatte ich dieses seltsame Gefühl der Verbundenheit. Er war anders als die anderen, er leuchtete heller als die anderen und strahlte eine Art Wärme aus.

An meinem zwanzigsten Geburtstag nahm mich mein Großvater mit zur Rückseite des Hauses und wir standen vor einer Tür mit den Initialen von ihm und meiner Großmutter. Er gab mir einen Schlüssel. Als ich sie öffnete, stand direkt vor meinen Augen eine alte Rakete mit einer riesigen Schleife drumherum. Ich wusste sofort, was das bedeutete: Ich habe endlich die Genehmigung bekommen, meinen Stern zu besuchen. Ich konnte sofort aufbrechen...

„Sie ist kaputt“, sagte mein Großvater. Diese drei Wörter zerschmetterten meine Vorstellungen in Millionen von Stücke, wie eine auf dem Boden zerschlagene Vase. „Wenn du mit der Reparatur fertig bist, kannst du eine Fahrt machen.“ Das war nämlich in weiteren zehn Jahren.

An meinem dreißigsten Geburtstag war endlich alles fertig. Der Tag war gekommen, und alle versammelten sich im Garten, um mir eine gute Fahrt zu wünschen. Ich umarmte alle und setzte mich auf meinen Sitz, ich war aufgeregt wie ein Kind, das zum ersten Mal nach Disneyland fährt. Ich drehte den Schlüssel, die Motoren liefen an, und als nächstes war ich oben in den Wolken.

Nach ein paar Stunden Flugzeit bemerkte ich, dass ich nur noch eine Stunde Zeit hatte, bis ich auf den Boden meines eigenen Planeten trat, den ich vom Inneren der Rakete aus sehen konnte. Er hatte die Größe eines Punktes auf einem Papier am Ende eines Satzes. Ich konnte ihn aus jedem Blickwinkel erkennen, selbst wenn –

Plötzlich wurde im Inneren alles rot, als hätte mir jemand einfach rote Augenlinsen eingesetzt. Die Rakete bewegte sich nicht, sie schwebte nur auf und ab, vor und zurück wie die Lava in einer Lavalampe. Ich hatte die Kontrolle über sie verloren. Ich hatte mich auf diesen Tag vorbereitet, seit ich mich erinnern kann, ich habe jedes einzelne Teil einer Rakete studiert. Ich weiß nicht, was ich tun soll. Was wird mit mir geschehen? Wo werde ich ankommen? Werde ich für immer an diesem grellroten Ort bleiben?

Eine raue Landung weckte mich. Als ich die Augen öffnete, war noch alles rot, aber zumindest schwebte ich nicht mehr. Ich wusste nicht, was mich da draußen erwartete, aber es gab keine andere Möglichkeit als hinauszugehen. Als ich aus der Rakete ausstieg, glaubte ich für einen Moment, dass ich wieder in meinem Garten gelandet sei, aber etwas war anders, und als ich mich umblickte, bemerkte ich einen Weg, der irgendwohin führte. Ich folgte ihm bis zum Ende und befand mich vor einem kleinen Haus. Ich erkannte die Initialen an der Tür und war wieder davon überzeugt, dass ich zumindest irgendwie meinen eigenen Planeten erreicht hatte. In der Sekunde, in der ich die Tür öffnete, stand eine Frau da und lächelte mich an, als ob sie gewusst hatte, dass ich kam. Als ich eintrat, fesselte mich der Schock an den Boden. Ich konnte mich nicht mehr bewegen.

Ich kannte sie. Ich kannte sie sehr gut.

Sie hatte dunkle schwarze Augen, die mit ihrem schönen langen Haar harmonierten, eine kleine Nase und schmale, lächelnde Lippen. Sie sah mich mit solcher Wärme und so stolz an, dass ich sofort wusste, dass ich bei ihr sicher war. Sie kam auf mich zu, umschloss meine Hände mit ihren und sagte: „Ich freue mich, dich endlich kennen zu lernen“.

Ja, sie war meine Großmutter.

Unwissenheit ist ein Segen

Diane Verrier

Es ist, als ob es der einzige Zweck der Existenz solcher Orte wäre. Warum fanden wir die Leichen immer in solchen dumpfen, düsteren Nächten? In einer Art verlassenen Wohnheimen, die von einem feuchten und bitteren Geschmack durchdrungen waren, den wir sogar in der Luft und auf den Gängen und in jedem Zimmer spüren konnten, wo wir die Wände unter dem Druck des Windes quietschen hörten. Es war die vierte Leiche in dieser Woche und in diesem Viertel, und nichts schien eine Verbindung zwischen ihnen herzustellen, außer der Tatsache, dass sich die Morde in derselben Umgebung ereignet hatten. Jedoch wurde jede Leiche in einer anderen Situation gefunden: aufgehängt, in Stücke zerstreut, ausgeweidet, was auch immer. Ich konnte es nicht genau sagen... aber ich wusste, dass all diese Morde etwas gemeinsam hatten. Ich konnte es noch nicht beweisen, aber ich war mir sicher, dass wir es mit einem Serienmörder zu tun hatten. Die einzigen Anhaltspunkte könnten die Orte und die herausragende Grausamkeit des Mörders sein – auch wenn das nicht wirklich relevant war, da man in einer so großen Stadt ist, in der an jeder Straßenecke ein Mord auf einen wartet. Dennoch waren die Motive unterschiedlich und doch identisch: Verbrechen aus Leidenschaft. Wenn man nach der Grausamkeit und dem wahrscheinlichen Serienmörder-Muster urteilt, könnte man an vorsätzliche Morde denken. Diese wurden jedoch mit einer so wilden Freude, einer blutvollen Wut begangen. Vielleicht ein Psychopath, zumindest bestand eine hohe Wahrscheinlichkeit für eine psychische Erkrankung. Die Autopsie könnte sich ohnehin als unentschieden herausstellen. Auf meinem Schreibtisch lagen die Akten aller Opfer durcheinander, deren Untersuchung interessant wurde. Wenn wir ein gemeinsames Motiv finden wollten, gäbe es eins... Die Opfer waren alle in den vergangenen Monaten mindestens einmal vom Polizeipräsidium vorgeladen worden, wurden aber mangels direkter Beweise freigelassen. Wir könnten nach einer Art selbsternanntem "Rächer" suchen. Es könnte zu diesem Zeitpunkt jeder sein, der verrückt genug oder dumm genug wäre und möglicherweise jemand aus dem Büro, der die Straßen säubern wollte – verzweifelt auf der Suche nach der Gerechtigkeit, die er gesucht,

aber nicht in der Arbeit gefunden hatte, für die er sich entschieden hatte, um diesen Durst zu stillen.

Ein paar Tage später war ich müde, es war, als ob ich nur in eine schlaflose Trance geraten konnte. Ich war verwirrt, blockiert durch diesen Fall. Das störte mich. Ich konnte mich davon nicht ablenken, ich war einfach besessen; ich war in diesen 20 Jahren meiner Karriere immer leidenschaftlich und engagiert gewesen, aber ich hatte noch nie so viel von meiner Seele in einen Fall gesteckt. Und obwohl ich in dieser kalten Winternacht allein im Büro war, hatte ich das Gefühl, beobachtet zu werden, als ob jemand oder sogar etwas mich verfolgen würde, auch wenn es noch so seltsam war zu glauben, dass es wahr sein könnte. Ich war ebenso erschrocken wie aufgeregt. Ein seltsames Gefühl lief mir über den Rücken, ein Kribbeln, das jeden Zentimeter meines Fleisches durchdrang wie Nadeln, die in allen Poren gleichzeitig steckten: komisch, aber nicht unangenehm. Nach einem verbreiteten Glauben ist es möglich, sich selbst etwas zu suggerieren, wenn man fest genug daran glaubt. Der Zweifel war beunruhigend. War ich paranoid? Mich selbst dazu zu bringen, etwas zu glauben, was ich mir irgendwann einmal dringend gewünscht hatte? Aber warum? Und außerdem, in welchem Ausmaß war es psychologisch? Als ich merkte, dass bei mir die Nerven blank lagen, beschloss ich, Feierabend zu machen und wieder nach Hause zu gehen, wenn man es ein Zuhause nennen kann.

Als ich die Hauptstraße entlang ging, wehte der Wind, rauschte und blies in den Bäumen, so dass sie wie abgenutzte Mäntel aussahen. Es fiel mir schwer, nach Hause zu kommen, ich versuchte, mich an meiner Aktentasche festzuhalten, und stellte mir die Katastrophe vor, die es wäre, wenn ich die Papiere – ich wollte die Akte mitnehmen, um sie durchlesen zu können, falls ich zufällig einen Geniestreich hätte – in den Straßen dieser verfluchten Stadt davonfliegen lassen würde. Aber ich fragte mich auch, ob es an diesem Punkt überhaupt eine Rolle spielen würde. Es schien, als ob es keinen Ausweg gäbe: Er war zu schlau, ich hatte nichts, um ihn zu finden.

Am nächsten Morgen erhielt ich Nachricht vom Rechtsmediziner, der mich anrief und etwas beunruhigt klang und sagte, er habe etwas Merkwürdiges aber mit den Morden in Verbindung Stehendes gefunden. Ich wusste es. Ich eilte zu seiner Abteilung und drängte

ihn, mir mitzuteilen, welche Entdeckung ihn in einen so beunruhigenden Zustand versetzt hatte. Er zeigte es mir. In diesem Moment verschwamm mein Verstand, und es lässt sich nicht einfach sagen, wie sich das alles für mich anfühlte, außer dass ich verwirrt war: Es war nämlich wirklich seltsam, auch wenn mich nur wenige Dinge überraschten, ich hatte mich daran gewöhnt. Das ist mein Job: Es gehört zu einer täglichen Routine, schreckliche oder seltsame Dinge zu sehen. Aber das habe ich nur in Fernsehsendungen gesehen, das passiert im wirklichen Leben nicht. Niemand – oder so dachte ich – war so gestört, dass er das getan hätte. Er hatte die Leichen wie Hinweise bei einer Schatzsuche benutzt: In jeder Leiche war irgendwo ein Zettel in einer Plastiktüte versteckt, den der Arzt herausgenommen hatte. Darauf war eine verschlüsselte Nachricht, eine Chiffre, gekritzelt. Aber das Überraschende (wie auch das Schreckliche) war, dass ich diese Chiffre aus meinem Lieblingskrimi kannte, den ich als Jugendlicher immer wieder gelesen hatte. Wäre es ein gewöhnliches Buch gewesen, hätte es mich nicht so gestört. Allerdings war es – meines Wissens – mäßig unbekannt: Die Hinweise schienen an mich gerichtet. Ich wollte vor dem Arzt nichts zeigen und sagte, ich würde nach der Quelle der Chiffre suchen. Ich musste dies allein tun, und ich musste dieses Buch finden, obwohl ich dachte, es sei im Haus meiner Eltern, und wir sprachen nicht wirklich miteinander. Ich kam nach Hause zurück, um danach zu suchen, vielleicht bestand die Möglichkeit, dass ich es doch mitgenommen hatte. Kaum war ich durch die Tür getreten, wühlte ich in meinen Sachen. Nachdem ich in längst vergessenen Kisten gesucht hatte, machte ich eine Pause und kam zurück ins Wohnzimmer. Ist das...? Bingo! Hätte nicht gedacht, dass ich es dort finden würde, ich hatte es nicht irgendwo verstaut, sondern es stand in meinem Bücherregal direkt vor meiner Nase! Doch ich erinnerte mich nicht daran, es vor Kurzem gesehen zu haben... Ich muss es nicht beachtet haben, ich darf nicht versuchen, Beweise zu finden, wo es keine gibt; er ist nicht in mein Haus eingebrochen, um das Buch dort hinzustellen: Er wusste, dass ich es hatte. Das ist viel plausibler.

Als ich begann, die Nachricht zu entschlüsseln, hatte ich schnell die Intuition, dass es sich um den Namen eines Ortes handelte. Der Ort war jedoch nicht so leicht zu finden, er war zweimal verschlüsselt und führte mich zu einem anderen Ort, wo ich einen anonymen Brief

fand, der in einem Schließfach versteckt war, das ich mit Hilfe der Zahlen öffnete, die der Anzahl der Teile entsprach, in denen man die Opfer vorgefunden hatte: teuflisch, aber clever. Er wollte mich treffen – anscheinend genauso sehr wie ich ihn treffen wollte – seltsam, aber faszinierend. So beängstigend es auch war, irgendwie kam er mir fast wie ein alter Freund vor; er wusste genau, wie mein Hirn funktionierte und was meine Neugier auslösen würde. Es war wie ein Spiel für ihn und, überraschenderweise, auch für mich. Ein Gefühl der Schuld in Bezug auf mein Verhalten gegenüber den Opfern und ihren Familien entstand in mir, ich freute mich fast schon auf die nächste Leiche, damit ich seine Botschaft finden und seine Psyche verstehen, in seine Maschinerie eindringen und mich in ihn einmischen könnte. Es fehlte nur noch ein Stück. Ich wusste, dass er mich manipulierte, aber ich war durch diese Art von Versteckspiel so erregt, stimuliert, und es fühlte sich so gut an. Außerdem wusste ich, dass ich so nah dran war, das Puzzle mit dem letzten Stück der entschlüsselten Chiffre zu vervollständigen. Und das hielt meine Schuldgefühle zurück und fügte die Tatsache hinzu, dass die Opfer auch keine unschuldigen Engel waren. Schließlich fand ein weiteres Verbrechen in derselben Nachbarschaft statt und ein weiterer Zettel wurde in der Leiche gefunden. Das letzte Stück, das Datum des Treffens, über das er in dem Brief gesprochen hatte.

Der Tag kam, und ich ging begeistert in den Hangar, wo ich wusste, dass ich ihn finden würde. Endlich konnte ich ihn kennen lernen. Ich hatte darum gebeten, allein einzutreten, um mit ihm zu sprechen, bevor die Polizei ihn verhaften würde. Ich hatte das Gefühl, dass sich ein Schauer gegen die Wände dieses Ortes schlängelte, was mir unangenehm war. Tage der Gehirnfolter, die genau zu diesem Moment, zu ihm, führten. Tage der der Fahndung, sogar der Jagd: Ich war diesem Tier gefolgt, auf der Suche nach Spuren, Andeutungen seines Weges, Resten seiner Beuten, die wie eine blutige Spur hinterlassen wurden, um gefunden zu werden. Opfer, die durch eine wilde Demonstration von Macht und so genannter Gerechtigkeit getötet wurden.

Da war er. Ich ging auf ihn zu, bereit, mit ihm zu sprechen, nur um mich selbst dann in einem Spiegel zu sehen. Nur ein Spiegel stand dort. Ich brauchte etwas Zeit, um es zu verstehen, aber es war eher so, dass ich die Idee nicht verarbeiten wollte. Nur damit ich sie

für unwirklich, surreal, halten konnte. Es war schließlich imaginär: Es war alles in meinem Kopf gewesen. Ich war es gewesen. Ich war alles. Ich wusste nicht mehr, was ich denken sollte, die ganze Zeit hatte ich mich selbst gejagt. Absurd und doch real. Seit einer Woche kamen Teile der Erinnerungen, die ich nicht wollte, nicht besaß, aber die mir gehörten, ob es mir gefiel oder nicht, in einem Fluss zurück. Ich schaute auf die Mauern, die mich umgaben, ich war schon einmal hier gewesen. Aber wie... wie kam es, wie war es möglich? Hat ein Teil von mir offensichtliche Beweise übersehen, oder schlimmer noch... bin ich sie losgeworden? Warum konnte ich mich nicht an alles erinnern? War es ein Teil von mir, oder lebte es nur in mir? Was sollte ich dann tun? Es war meine Pflicht, ihn auf jeden Fall aufzuhalten, um jeden Preis.

Eine einsame Träne lief ihm langsam über die Wange und fiel in einem Moment, der sich wie eine Ewigkeit anfühlte, lautlos auf seinen Kragen. Er nahm seine Dienstwaffe und steckte sich zitternd den Lauf in den Mund. Er hatte den Finger am Abzug und schaute direkt in den Spiegel. Er lächelte ein wenig. "Polizei! Hände hoch, nehmen Sie Ihre... Inspektor?? Was soll das?", hörte er, kurz bevor der Schuss losging.

Ist ein Versprechen ein Leben wert?

Rodolphe Cluzel

Ein sintflutartiger Regen stürzte auf das Tal herab, wo sich einige Stunden zuvor die Speere gekreuzt hatten. Mehrere Soldaten gingen auf dem Schlachtfeld hin und her, auf der Suche nach Überlebenden. Plötzlich winkte sie ein Mann mit einem großen Helm mit rotem Federbusch und einer Rüstung mit einem Adler zurück. Dieser Mann hieß Lucius Decimus, Zenturio der fünfzigsten Legion germanischer Hilfstruppen. Er war ein großer, charismatischer Mann. Sein Gesicht mit seinen vielen Narben, das Erbe seiner vielen Feldzüge und seine imposante Größe machten ihn zu einem angesehenen Mann. Sein Vater war ein angesehener Prätorianer gewesen, der an der Seite von Cäsar gekämpft und Rom stolz gemacht hatte. Aber er war bei einem Hinterhalt in Germanien gestorben. Lucius Decimus hatte die Tapferkeit und Großzügigkeit seines Vaters geerbt.

Seine Männer verließen das Schlachtfeld, wo sie einen kostbaren Sieg über die Lusitaner errungen hatten, einen Stamm der iberischen Halbinsel. Diese kehrten zu dem Lager zurück, das sie kurz vor der Konfrontation verlassen hatten. Der Krieg, den Rom gegen die zahlreichen iberischen Stämme führte, begann Lucius und seine Männer zu ermüden. Viele von ihnen dachten daran, zu desertieren. Dennoch gab es eine letzte Schlacht, die ausgetragen werden musste. Lucius befehligte die germanischen Hilfstruppen. Die meisten von ihnen hatten eine römische Ausbildung erhalten. Lucius hatte einen Assistenten, einen langjährigen Freund, den er vor dem Tod durch Erhängen gerettet hatte, um aus ihm einen Soldaten für Rom zu machen. Er hieß Caius Otracus und Lucius hatte ihn zu einem außergewöhnlichen Soldaten ausgebildet. Er beherrschte das Schwert perfekt und jonglierte leicht mit römischen Strategien.

Drei Tage später stellte Lucius seine Truppen im Numantia-Tal auf, wo dreitausend Lusitaner auf sie warteten. Die Konfrontation war schrecklich. Lucius' Kohorten erlitten schwere Verluste. Die leichte feindliche Kavallerie überrollte die germanischen Schwertkämpfer, die Lucius dienten. Zu diesem Zeitpunkt in der Schlacht, als die römische Infanterie umzingelt war, fielen die beiden anderen Hilfskolonnen auf den Feind zurück. Die

iberische Kavallerie wurde in einer Flut von Staub und Blut niedergeschlagen. Die von Caius Otracus kommandierte Hilfskavallerie nahm ebenfalls an der Schlacht teil und fiel der iberischen Infanterie in den Rücken. Von der Spitze eines kleinen Hügels mit Blick auf das Tal bemerkte Lucius, dass der Sieg Gestalt annahm. Dann sagte er zu sich selber, Rom habe gerade die Hälfte der iberischen Halbinsel erobert, wie es der Kaiser von ihm verlangt habe. Endlich könne er nach Rom zurückkehren. Rom, eine prächtige Stadt, das Zentrum der Welt, das Herz Europas. Die letzte, wahre Wiege der Antike zog Reisende an und erweckte Begierden. Die weißen Marmortempel, die Thermen und das riesige Kolosseum, in dem jeden Tag blutige Gladiatorenkämpfe ausgetragen wurden, waren der Grund für die Berühmtheit Roms.

Lucius, der in einer großen Villa lebte, war allein. Seine Frau war bei der Geburt seines Sohnes gestorben. Einige Monate später starb auch dieser an Tuberkulose. Es war daher ein trauriges Leben, das Lucius führte, bestehend aus Kampf, Heldentaten und Feldzügen. Sein Freund, Caius Otracus, war nicht nur ein Freund für ihn. Er war wie sein Bruder. Nach seiner triumphalen Rückkehr aus Iberia, als er in den Straßen Roms als Held begrüßt wurde, wurde Lucius am folgenden Tag in den Senat gerufen, wo der Kaiser auf ihn wartete. Der Senat war ein Prüfstein, ein echtes Schlachtfeld, auf dem nur die Beredtesten eine Chance hatten. Diejenigen, die die Gunst des Kaisers hatten, erhielten jedoch eine Sonderbehandlung, sie gingen immer als Sieger aus der Sitzung des Senats hervor. Und Lucius war einer von ihnen. Er fühlte sich unbesiegbar, unantastbar. Je häufiger er gewann, desto mehr wuchs dieses Gefühl in ihm. Er dachte sogar, er sei zu den Göttern auserwählt worden. Als Lucius den riesigen Raum betrat, stand er Augustus gegenüber, dem Kaiser, dem gefürchtetsten und mächtigsten Mann der bekannten Welt. Er war gefürchtet, weil er an der Spitze der Legionen Roms stand, und mächtig, weil Rom sich bis nach Gallien ausdehnte. Er war ein junger blonder Kaiser, groß, mit kleinen Augen und einem Gesicht, das an das von Cäsar erinnerte. Er war stolz und manchmal etwas zu selbstsicher, aber er war gerecht. Er sah Lucius sehr ähnlich und das war sicherlich der Grund, warum Lucius sehr geschätzt wurde. Zusätzlich zu seinen Eroberungen wurde er vom Kaiser sehr geschätzt. Als er den Raum betrat, bemerkte Lucius, dass der Kaiser schlechte Nachrichten hatte, die er ihm mitteilen musste. Er tat jedoch so, als würde er nichts ahnen. Nach einer

kurzen Umarmung musste Augustus Lucius etwas verlegen mitteilen, dass seine Militärkarriere zu Ende war.

Tatsächlich brauchte er Lucius und seine Hilfskräfte in Germanien, wo die Cherusker, einer der einflussreichsten dortigen Stämme, in letzter Zeit besonders aufgeregt zu sein schienen.

Tatsächlich schien der Kaiser besorgt zu sein. Er brauchte einen Zenturio, dem er vertraute, um die Cherusker zu überwachen. Leider wusste er, dass Lucius Schlachten liebte, und keine einfachen Überwachungsmissionen. Er musste Lucius auch sagen, dass er unter dem Kommando von Varus stehen würde, Quinctilius Varus, einem der größten Generäle des Augustus. Und Lucius hasste es, Befehle zu erhalten. Als Augustus zu Ende gesprochen und erklärt hatte, woraus Lucius' Auftrag bestand, nahm Lucius diesen an, verabschiedete sich vom Kaiser und verließ wortlos und mit geballten Fäusten den Raum. Aber er konnte seinen Zorn nicht lange aufhalten. Als er im Hof seiner Villa ankam, wurde er hysterisch, zerbrach mehrere Vasen, verbrannte viel Seide und schlug gegen die Wände. Er bedauerte sein Schicksal. Er, der der größte Zenturio in Rom werden wollte, er, dessen Name allein die Menschen zum Zittern brachte. Wie hatte Augustus ihn auf solch eine banale Stelle als Grenzüberwacher reduzieren können? Er war empört, aber er vermutete Marcus Ladicus oder Caius Romanus dahinter. Immerhin waren sie seine Rivalen und sie waren neidisch auf ihn. Früher oder später würde er sie dafür bezahlen lassen, aber er musste zuerst seinen Auftrag erfüllen, so langweilig er auch war. Caius Otracus stürmte in den Raum und sah, dass sein Mentor sehr verärgert war. Er bot an, ihn zu begleiten, um im Gebiet der Cherusker zu patrouillieren. Lucius akzeptierte glücklich, denn die einzige Person, die er wirklich mochte, war Caius. Lucius hörte immer auf seinen Rater ihn auch hätte sterben lassen können. Lucius verstand zum ersten Mal, dass er nicht unbesiegbar war. Der sterbende Lucius wurde in das nächste Dorf gebracht, das Caius Otracus gut kannte. Während Varus weiter in Richtung des Cherusker-Lagers ging, kümmerte sich Caius um Lucius. Dieser überlebte und konnte trotz seiner Verletzungen einige Tage später wieder gehen. Er dankte Caius lange und versprach, ihn zu befördern, sobald sie nach Rom zurückkehrten. Varus, der von dem Angriff gegen Lucius erfahren hatte, sagte, Hilfssoldaten seien unter dem wütenden Blick seines Assistenten, Arminius, als abschreckendes Beispiel hingerichtet worden. Segestes, ein Hilfszenturio, ebenfalls ein Cherusker-Fürst, ließ Varus

und Lucius befragen. Er war Teil einer Verschwörung, die von Arminius organisiert wurde, um die gesamte römische Armee auf dem Heimweg zu massakrieren. Varus nahm die Nachricht sehr ernst, aber dies war nicht der Fall von Lucius. Er hatte volles Vertrauen in die Cherusker und erklärte, dass es ein Cherusker war, der sein Leben gerettet hatte. Selbst bei einem Angriff würde er die Cherusker nicht verraten und noch weniger einen Soldaten des gleichen Bluts. Er bezog sich auf die Hilfssoldaten. Varus, der keinen neuen, mickrigen Rat von Lucius haben wollte, lachte laut auf. So gingen sie weiter auf einem von Cherusker-Kundschaftern empfohlenen Weg. Lucius behielt Arminius im Auge. Plötzlich, als sie in einem seltsamen sumpfigen Tal ankamen, das von zwei Hügeln überragt war, verstand Lucius. Der Ort war ideal für einen Hinterhalt. Als er sah, dass Varus mit seinen Männern weit voraus war, nahm er einen anderen Weg um die Hügel und dachte, auf diese Weise dem Hinterhalt auszuweichen. Doch es gab keinen Hinterhalt, und Varus war jetzt schon weit voraus. Später am Nachmittag, mitten im Teutoburger Wald, wollte sich Lucius Varus anschließen, als er bemerkte, dass Arminius und seine Männer weg waren. Tausende von Germanen, die an den Seiten, hinten und vorne auftauchten, stürmten auf die Legionäre zu, mit Arminius und seinen Männern an ihrer Seite. Die römischen Legionen wurden in zwei Hälften geteilt, Lucius sah, wie seine Männer massakriert wurden. Während er nachdachte, nachdem er einen ersten Angriff zurückgeschlagen hatte, um die Oberhand über die Germanen zu gewinnen, sah er jetzt unzählige Horden, bis an die Zähne bewaffnet. Er kämpfte neben Caius Otracus, der ihn beschützte. Aber er sah Angst in seinen Augen, Angst vor dem Sterben. Lucius sah nichts als Leichen, er sah, wie Varus sich das Leben nahm und wie fast alle seine Männer starben. Plötzlich stürmten mehr als tausend Krieger auf Lucius, Caius und die zehn Überlebenden zu. Lucius sagte dann zu Caius, dass er kämpfen würde, um ihn bis zum Ende zuverlässig zu beschützen. Aber Caius hatte nicht vor zu sterben, das Leben war das Wichtigste für ihn. Auch wenn er leere Versprechen verachtete, war er aus Cherusker-Blut und der Sieg gehörte den Cheruskern. Er warf seine Rüstung ab und durchbohrte Lucius, er massakrierte auch die wenigen verbliebenen Soldaten. Die Cherusker, die das ganze Tal bedeckten, dachten, er sei einer von ihnen, und so wurde er ein Cherusker. Er war gezwungen, römischen Leichen den Kopf abzuschlagen, und er hatte

keine Bedenken, das auch mit der Leiche des Lucius zu tun. Lucius war viel zu zuversichtlich gewesen, und hatte nun alles verloren.

Anglais

Composition du jury

Mireille Baurens, MCF en didactique de l'anglais

Pierre-Alexandre Beylier, MCF en civilisation américaine

Vincent Bucher, MCF en littérature américaine

Éléonore Cartellier, PRAG et docteur en littérature britannique

Sibylle Doucet, ATER et doctorante en littérature britannique

André Dodeman, MCF en littérature canadienne

Roisin Lee, contractuelle en études anglophones

Elodie Raimbault, MCF en littérature britannique

Isabelle Sinic, PRAG et docteur en civilisation américaine

Jessica Small, contractuelle en études anglophones

Jean-Yves Tizot, MCF en civilisation britannique

Rebirth

Clémence Ogier

“It is not the day of your birth that matters the most, but the day you decide to become someone” Robin Turner.

The only problem John Doe had ever experienced in his twenty seven years spent of earth, besides his name, was that he suffered from loneliness. In fact, he was your typical average Joe, born and raised in New Jersey, by loving parents, both working in an insurance company. He had always felt as if his name was a curse cast upon him at birth and that he would always fit into the boring mold of society. And yet, standing there alone in the middle of Times Square among the nameless silhouettes, he thought to himself: “I need to start being the protagonist of my own life.”

He never stood out, never did anything that would make people acknowledge him. His high-school friends (although the term might be inappropriately used) could in fact better be described as acquaintances with whom he had had daily casual interactions. Once he left for college, he simply never spoke to them again. After several months studying literature, out of the blue, he dropped out without telling anyone, not even his parents. As a matter of fact, they only found out when they realized that John had not ask them to pay for the second year’s tuition and it was impossible that he had paid it by himself unless he had been involved in shady affairs.

Then, he found a telemarketing job in New York City and lost himself into the endless crowds. It felt right to him. Maybe he had just stopped caring a long time ago. It was just how it was supposed to be.

It was five pm, when he got off work, as he usually did. That day had felt like an eternity. He wondered if everyone he called had conspired against him to make his day miserable, by mistaking him for a therapist. He hated his job from the bottom of his soul but it was the only thing that paid well enough to keep his 140 square feet studio apartment on the outskirts of the city, and also, it did not require a degree. Mainly because nobody on earth liked to get yelled at all day long. However, if there was one thing he did like about his life, it was living in this gigantic city. Since it was so crowded and hectic all the time, he felt like his solitude and lack of charisma were less of a burden as he went on with the flow of people.

Coming out of the building stomping and annoyed, John encountered a solid surface which appeared to be a body. The passers-by's coffee splashed all over his blue shirt and a burning sensation along with a bitter scent emanated and reached John. His senses were on high alert. Now that was truly the cherry on top of the cake! His day could not have gotten any worse. His shirt was ruined, his chest was slightly burned and he hated coffee. Cursing at himself rather than at the passerby, he lifted his head up meeting the stranger's familiar gaze. Robin Turner! All of the sudden, the burning sensation was replaced by a feeling of excitement. Robin Turner was John's favorite author since the day he had read his first book. Turner was a 74-year-old white haired novelist. He mostly wrote fiction with intricately complicated plots and characters, he always dealt with issues such as solitude, but also fame and glory. His works resonated so well with John's hopes and dreams that he had immediately conquered his heart.

"I'm so sorry! I didn't pay attention to where I was going" John apologized.

"Argh! That's OK, it is probably the most exciting that has happened to me today. And I am the one that ruined your shirt I should be the one who's sorry. Let me buy you a coffee."

He could not believe what was happening.

"Ye...Yes sure, I would love to." John replied stuttering.

They walked to the nearest coffee shop. Once they had their orders they sat down and a silent moment fell upon them. John was staring at Mr. Turner who was aimlessly stirring his coffee. He coughed, clearing his voice and broke the silence:

“So... hm... what are you working on at the moment? I am very excited to see what new adventures you are going to tell this time, sir.”

“Oh hm, well, I’m on my seasonal break at the moment but I believe I will let myself be inspired by the universe.” He replied vaguely although John had been too excited to notice.

“That’s amazing, I...I...” he stuttered, “I wish I were able to write like you do. I mean I do write sometimes but nothing good enough to be published.”

“Don’t say that. I mean, trust me, I know it is difficult to evaluate your own work, especially at the beginning of your writing career, when you do not have an entire team of people to give you feedback. So, I could take a look at your work if you’d like. I’ll be more than happy to give you constructive advice. I always take pleasure in helping young aspiring authors.”

“It would be fantastic! Wow! Thank you, sir” John exclaimed.

All of the sudden, a warm feeling of appreciation, recognition and gratitude grew from his heart, spreading in every limb of his body in ray of light, or at least that is what he felt like.

They exchanged and extended the conversation on John’s book and work. It was of his last writings that he was the most proud of. A story about not being born on your birthday but after you realize your existence and the importance it can have on other people’s lives. It was through these writings that John Doe lived. For the first time he felt like his characters (reflections of his desires, carefree drivers of the plot), he saw an opening, a light at the end of the tunnel, an exit door from his tasteless, senseless life and he only needed to take a few more steps to actually go through it. It was that easy!

On the way back home that evening, with the bitter scent that was still emanating from his shirt, the feet drowning in his shoes which had become pools from the heavy rain and thunder, he was smiling. He smiled for so long that he had cramps the next day.

After turning the key precipitately in the lock, John rushed inside his studio, opened his laptop, found the file titled “The Day I Was Born” in which there was a finished version of his best work. He rolled out the little paper in which you could read a scribbled email address in pencil, he opened his mailbox, typed in the email, and sent forward the file.

It was done. That night, because of the excitement kicking in because he had dared doing something unthinkable for the first time, was a sleepless night.

A week had passed and he had not yet received the promised feedback and the push he was hoping for when in the middle of the day he finally received his own Saint Graal. Although, after reading it, he would have preferred not to. In his feedback, his favorite author had been very harsh but honest or so he thought.

The light that had risen over the past week in his eyes turned off immediately. He felt stupid. Of course, he could not write, not anything good at least, he was John Doe, he was a nobody, he had no talent, no charisma, no American Dream... He thought he would have understood and assimilated that a long time ago. Yet there, he was. Out of anger against himself he erased the entire file, along with everything he had written before. The phone rang. A client. He got back to work.

The routine had reinstalled itself. He woke up, got dressed, rode the train to work, got stuck between two armpits, arrived at work, picked up the phone, asked if they wanted a brand new vacuum cleaner, received a couple of insults, a few moments of silence, left work, rode back home, got stuck between two armpits, walked up the stairs, ate his Seven Eleven pizza leftovers, slept and repeated the process.

But on what became a particular day, as he was sitting down on the train, his eyes, vaguely looking in the distance, caught sight of a name: Robin Turner. It made him break out of his void. He was now alert and recalling the bitter tragic memories of that encounter. The name was on the front page of a literary magazine and below, there was the title in bold red letters: “HIS NEW BOOK: *The Day I was Born*”.

It clicked almost immediately in his mind. He could not believe it, he could not accept the idea that had just formulated itself, he had to be certain. He rushed out of the train on Times Square, his mind was falling apart. He entered the first bookstore on his way, went to the trending section. There it was. The book. He prayed for a moment that Turner had just liked the title so much that it had inspired him to write a story of his own. He prayed that he had not just missed the chance to be someone by fear of acting.

He grabbed the book, his hand was shaking. He opened it and read the first line. It was real. It was true. A tear escaped his right eye. He felt like an idiot, for a moment. He knew he could not claim the rights to his book now, he had no proof he had written it, no friends he had told, and even if he had some, it would be useless, Turner was renowned and respected, he was someone. John was no one, he was just another face in a crowd.

He left, panting and suffocating, to find himself among the nameless faces of Times Square. Looking around, he laughed in frenzy, in shock. The passersby looked at him as if he were a mad man. And yet, for the first time, they did look at him. From then on, he would be someone.

This was the day I was born.

Meet your Human's Mind

Julia Dulion

My attention shifted toward the glowing screen. Did this thing just talk to me? It usually made background noises, sometimes some hisses, all while flashing vivid colours. It looked like a window; a window that could see from wherever you wanted. I turned over to see the reaction of the other inhabitant of the place. He, as I assumed, was a male from his musky odour, did not seem to react. Maybe, it was my imagination. I did hear birds from time to time that were only in my head, though I have keen hearing. After a long stretch of my flexible spine, I decided to go to my cosy spot near the French window. It was a soft cushion on a high chair. From there, I could see the whole street, lively as always even if darkness was slowly falling. I reflected on the phrase: “Meet your human’s mind”. Was ‘human’ the right term for the other inhabitant? I had always considered him by his smell, it is what designs objects and living beings around me. Then, it meant that he was a human. I remembered my mother telling my siblings and me about the living-foods and the smelly dogs, but nothing about these so-called ‘Humans’. We always had them around: they took us at a young age, when we were barely ready to leave the comfort of our family. Afterwards, they introduced our new home, them alongside us. Or at least this was what I guess happened to everyone else. It happened to my mother, and this was what happened to me. Our families rarely consisted of multiples of my kith and kin in the same place, we are solitary beings. One of us and humans was the norm. I stopped my train of thoughts when a peculiar faint aroma caught the attention of my nostrils. How sensitive they are, especially when delicious food is involved!

After the meal, I heard the phrase again. This time, I made my reaction stronger and purred to indicate where my interest was. It worked a little, not to say it was inefficient. Several minutes later, I heard it again. I did the same, again and again. Each time I heard the “meet your human’s mind” voice, I would purr. I made the loudest purrs I could, some of them resembling more of a dog’s growl than an actual purr. At least the message seemed to have

been carried away by the repetition. The screen spoke in his language, he would understand why the only utterance he did not understand was the one I understood. Or so I hoped.

A few days passed by, long days where nothing outside of the ordinary happened. There was another attack of the Vacuum Monster, roaring enough to wake up the dead. I would always remember the first time I met this beast. I was still young, four or five months old, when the human brought it out. It was asleep. Then, the human pulled a long white string out of it with his dark hands and plugged it into the nearest wall. Intrigued, I went to sniff it; nothing to worry I thought, only a dusty object. I had been fooled. The human tapped on it with his left foot and woke up the creature. It surely did not like to be woken up in such a rude way! The roar of anger it let out was terrifying, incessant. I fled from the room, my heart nearly falling out of my chest, breathing hot and cold at the same time, shaking deep within my bones. After a while, the roar stopped. The Vacuum Monster fell asleep again, until the human would wake it up again. I never figured out why the human would wake it up twice a week. I assumed it was to feed it the dust and my fur as they were the only things missing after its awakening. Nonetheless, I have been afraid of that beast ever since.

Finally, what I was waiting for finally happened. The human came home with a box, and I was already excited by the idea of hiding inside of it. He pulled a beautiful beryl-coloured necklace, and a pair of 'ear-plugs'. I went toward him to smell these new objects out of curiosity. Plastic made the box stink, then followed a blood-like fragrance which sent a shiver down my spine. With his big brown hand, he petted my head and put the collar around my neck. I disliked the feeling of my fur being brushed against it, but just before trying to remove it, I heard a voice: "Meet your Human's mind. Soon you will be able to communicate with the humans living with you!"

It was a female's voice, soft, and she was speaking my language. Surprised, I looked at the tall human deep in the eyes.

"You can understand me?" I asked out of the blue. His dark eyes were illuminated with excitement.

“I do, I do! Oh my God, I cannot believe this thing is working!” he answered cheerfully. “Void, I never thought it would work! I guess the ad was right, I mean, you purred so hard I thought you were a broken cat!” he said, laughing. His voice, translated, was quite identical to his real voice. Except that I could finally understand it. Some of the words were even translated into smells, exactly like how my process of thoughts worked. But some concepts were unknown to me.

“What’s a God, or a Void?” I asked while licking my pink pads. “or even a cat? I have many questions and requirements to make, Human.”

He chuckled softly.

“What is so amusing, Human?” I enquired perplexed.

“I didn't think we wouldn't have the same vocabulary, that's all. So, to answer your questions: God is, to put it simply, the creator of this world, but not everyone thinks He exists; then Void is the name I gave you because when you're all curled up you look like a mini-void with only yellow eyes peeking through. And 'cat' is just the name of your species, like 'human' is the name of my species.”

“I see” I said knowing that it was partially true. “Then, what is your name, Human? The name you have for me is your smell.”

“Elijah, but I shorten it to Eli” he smiled. What white teeth! They did not look sharp enough to kill a bird though.

“Eli, what do you do all day? Are you hunting? Do you have another territory? Why can't I go outside? I could help to hunt, I may be eight years old but I'm sure I can bring many birds back and-”

“Wow wow, easy on the questions, I cannot remember three thousand of them all at once!” he exclaimed with an affectionate voice. “I work in a bookshop. That's a place where you sell those things” he pointed to some scratchable slabs on a shelf, “then with the money I make, I buy food so I don't need to hunt. And, you can't go outside because we live on the ninth floor and I don't think you'll like being taken to the library. You already hate going to the vet, so I didn't think I'd ever take you there. Too much stress for you.”

I gazed at him, processing all of this. Whatever money was, our conception of life was very different. Hunting was fun, why would he avoid it? Moreover, work seemed to take all day, it must have meant no naps under the sunlight, no time to play with boxes and strings... What an atrocious way of life. But I was curious to see his territory for work.

“Take me to your work.” I said, intensifying my glance “I want to understand how you live, I want to feel something new, to discover new smells. I promise that I won’t be stressed.” I concluded while purring.

He looked dubious, but he agreed in the end. We continued our conversation, learning from one another. He was fun to speak with, and I discovered what humour was. He used it a lot, sometimes it was hard to get, sometimes he did not get my attempt at it either. Fair enough I would say. He took his time to explain what I was ignorant of, especially for the Vacuum Monster, the TV and the mirror. The night came, and we resumed our habits. He went to sleep and I curled myself on his legs for a well-deserved nap.

I woke up early, I was thrilled for today. He lifted me into his arms. As much as I did not enjoy being held, he had explained to me that it would be easier to go outside this way. And also that I needed to stop playing with the string of his ‘earphones’ because otherwise he could not understand me. He put me in a basket, which was attached to a ‘bike’. The wind blew against my fur, refreshing my mind at the same time. I enjoyed the ride, this came as a surprise to both Eli and me. The bookstore was there, colourful, eccentric. Eli told me that the name was ‘Books of Colour’ because all of his books were written by people of colour, like himself. I did not get this whole thing about colour but it seemed important so I cheered with him.

During the morning, I watched him organize some books, cleaning the dust off the shelves, typing things on the computer and helping clients. They loved me. I could only understand Eli but their smiles, their high-pitched voices and the caresses were more than self-explanatory. My schedule did not change much. I could still nap in the warm sun, watch the busy streets, play with the many cardboard boxes or even some of the children. He agreed on letting me come to work with him as moral support, I will even have a salary made of treats. Our meaningful discussions continued, sometimes about light matters and sometimes

about the very borderline of ethics. Especially when it comes to my rights, or those of my kind. The rights to live, to have offspring, to make choices. He had made mistakes, I am still quite resentful of the fact that I could never be a mother because of him, but at least Eli was understanding and willing to change. I have learned that not all humans considered cats or dogs or birds as their family, and even less as equals now that the communication was established between species. I considered myself lucky, but I wanted more. More for myself, more for my fellows. A new era was emerging and I wanted to take action, with Eli, as newfound equals and respecting our conceptions of life.

I wanted to meet many more minds.

The everlasting presence

Mahé Caussanel

The sound of the horn was still ringing in her ears. The car was nowhere in sight any more and Kimiko stood speechless on the sidewalk. She put a shaking hand on her belly and sighed with relief: it was a close call! She was coming out of the building where her gynaecologist's office was and was not paying any attention to her surroundings – too distracted by the coming delivery– when a car almost ran her over. Fortunately, something had pulled her away just in time and had got her back on the sidewalk. She could hear her heart pounding in her ears.

‘Silly girl. Now is really not the time for this.’ she thought. She sensed a presence beside her, could feel it hovering over her and her belly. She smiled fondly albeit trembling a little.

“Do not worry, everything is fine. Thanks to you. I don't know what I would do without you, honestly.” she said to this presence. Some people stared at her with a side-look when they saw she was talking to herself. Kimiko did not care; she was used to it. She tended to forget only she knew about this being and would often talk to it without realising.

It had been next to her as long as she could remember. It watched over her constantly and helped her whenever she needed it.

When Kimiko was only a few weeks old and Mr Kobayashi was adjusting to the life of a single father, a strange event occurred. He had put his daughter in bed and fortunately she had fallen asleep rather quickly. Mr Kobayashi had thought he could finally catch up on the book he had been reading before his life completely changed – for the best and for the worst– when a loud wailing had echoed through the house. He had rushed to his daughter's room, words of comfort on the tip of his lips; however, to tell he was then surprised was an understatement. As impossible as it sounds, several stuffed animals were flying from where they were stored in a corner of the room to the baby's bed. Mr Kobayashi could only stare at the vision. He recovered when he heard his daughter's laugh. He approached the crib and

actually saw Kimiko with a wild smile on her little chubby face, not worried one bit about what had just happened.

Obviously he had thought it was some kind of malevolent spirit here to curse his precious daughter so he took her to see a monk the day right after the incident. The monk reassured Mr Kobayashi: the spirit had granted Kimiko its protection and thus would never harm her. However he was unable to tell its identity and to this day, the question of “why did it choose Kimiko” remained unanswered. Mr Kobayashi was not reassured in the slightest and could not help but be wary whenever his daughter mentioned it or when she conversed with it as she would with a living person. He could be a bit overprotective towards his only daughter.

Fortunately, her husband was nothing of the sort. Kimiko felt lucky to have met him; Hajime accepted every little quirk of hers and would never flinch at the spirit’s existence. In fact, he was amazed each time the spirit would manifest and he would always say: “how incredible! Truly incredible.” He was very curious and always asked questions about the whole affair, even though Kimiko herself could not answer his every question.

They were going to have their first child in a couple of weeks. Hajime was very excited and always went on and on about how he could not wait to be a dad.

Kimiko was actually very anxious. She was, of course, happy to take this next step in life with her husband, and she knew he would make a perfect dad; he cared for others and was the nicest person alive. Besides, with three younger siblings he already knew how to deal with children. Kimiko, for her part, was terrified of what might happen the day the baby arrived. Her whole body would freeze each time she thought about it, and her thoughts would alternate between “I am not going to make it out alive” and “my baby is not going to make it out alive”. All the reassuring words from the doctors – “everything is going to be fine Mrs Takahashi, you did every test possible and none of them were alarming” – did nothing to calm her.

Her mother had died giving birth to Kimiko because of her weak health added to a complication during delivery. Kimiko could not help but think she would die as well and let her new-born and her husband alone. Usually when she started to have these kinds of thoughts, her brain would always imagine the worst scenarios and send her spiralling for a

while. Only Hajime could reassure her enough that she went back to reality. Unfortunately, he was not in Tokyo at the moment; his boss had absolutely wanted him to go conclude a contract in some other city of the prefecture, in spite of Hajime's complaints about his pregnant wife who could give birth anytime soon. When Hajime had told her his boss had sent him away for work, Kimiko had said she would be fine, he could not disobey his boss's directives anyway, besides the baby was not due until two weeks so he had time to sign whatever he had to sign and come back.

She deeply regretted her words at the moment; she was in the middle of the street, struggling to breathe, visions one more terrible than the other behind her closed eyelids. On top of that, she could feel a low pain starting to spread across her abdomen. She let out a small whimpering. A feeling of dread started to seep in Kimiko's whole body and her breath – already ragged – hitched, getting caught in her throat. A new wave of pain confirmed what she did not want to acknowledge: the baby was coming and she was alone. Tears started to well up in her eyes. Her heart was beating much faster than normal. She felt dizzy. It was the worst possible timing. She clutched her belly and curled herself up.

The next moment she was surrounded by so much warmth, she was nearly caught off guard. The spirit had wrapped itself around her. Kimiko could almost feel hands drawing patterns on her back, in a reassuring way. Most importantly her body relaxed, her heartbeat slowed down and she could breathe better. Hajime may not be the only one able to calm her. Kimiko chuckled, a wet and pitiful laugh.

“You sure are a blessing. Thank you” she whispered, knowing it would hear. Kimiko kept her eyes closed; she wanted to enjoy the instant and maybe forget about everything else.

“No need to thank me, darling” a soft voice called out above her.

Kimiko opened her eyes wide, shaken. A woman had appeared in front of her. She had deep brown eyes shining with sympathy, rosy cheeks and a fond smile on her lips. She was very pale, so much that Kimiko could actually see through her the buildings on the other side. She held Kimiko in her arms and it seemed she had no intention to let go.

Kimiko could only stare at her. She had never met that woman before. And yet, she could have recognized her anywhere. Her photo stood in the centre of her father's house, on the

altar he made for her. When Kimiko was younger, her father and she would put offerings, burn incense, pray and pay respect to her. It was their little tradition, one that she kept doing whenever she returned in her old home. She also had a photo of that her on her night stand, beside her bed. Of course, she recognized her.

“Mom?” Kimiko asked, her voiced weak and trembling. She could not believe what was happening.

“It is me” she said, smiling. Kimiko almost burst into tears. How many times had she dreamt of meeting her, of talking to her? How many times had she wished not to be born, only so her mother could still be alive and her father could smile again like he did on old photos he had hidden in a drawer but Kimiko had found anyway?

“How - how is it possible? How can you be here?” Kimiko was still startled, afraid she was hallucinating and her mom would be gone the next second.

“Oh, honey, I have always been next to you, I have never left you.” Mrs Kobayashi said with utmost gentleness. It took Kimiko some time to connect the dots. Mrs Kobayashi let her process the news. Kimiko took a sharp intake of breath when she understood.

“You are the spirit that has been protecting me. All this time we wondered why it chose me in particular but it was you. After you died you became an Ubume¹. You stayed in this realm to look after me.” She could feel tears rolling down her cheeks but she was smiling nonetheless. Her mother returned the smile and replied:

“Exactly. Even though I knew your father would take good care of you, I could not leave. I had told myself I would only stay the first few years but each time I would postpone my departure.”

“Thank goodness you did not leave. I needed you. I still do.” Kimiko had gripped her mother’s hands. She did not want her to go. Mrs Kobayashi stared at their joined hands and tightened the hold.

¹Ubume: an ubume is the spirit of a pregnant woman who died during childbirth in Japanese mythology. They can either be malevolent or benevolent depending on whether their child lived or not.

“I know. That is why I appeared to you. You are about to go through a painful hardship. It is my duty as a mother to be there for you, until your husband arrives.”

Kimiko had almost forgotten her baby was on the way but a new contraction brought her back to reality. Her brows furrowed because of the pain. Seeing this, her mother put her hands on her daughter’s belly and spread warmth.

“It is all going to be okay.”

Kimiko closed her eyes again, safe in her mother’s embrace.

Espagnol

Composition du jury

Raúl Caplán, PR en littérature hispano-américaine contemporaine

Alice Carette, MCF en civilisation espagnole médiévale

Laurence Garino-Abel, MCF en littérature espagnole contemporaine

Sonia Kerfa, PR en culture hispanique (art et image)

Catherine Orsini-Saillet, PR en littérature espagnole contemporaine

Olivia Pierrugues, ATER en études hispaniques (art et image)

Un viaje a casa

Valentina Torres

Octubre 5, 1937.

El objetivo era uno: encontrar a su mamá.

Apenas llegó a territorio latinoamericano, después de un largo y cansado viaje París - República Dominicana, Ancelmo sintió que un frío repentino le recorrió todo el cuerpo. Estaba en un lugar desconocido, pero le parecía un poco familiar. Tenía miedo, nervios y esperanza a la vez. Sabía que lo que venía no era fácil, que estaba solo, sin mucho dinero y que solo tenía una foto vieja de su madre, un morral con dos camisas y mucha sed.

Con veinticinco años, Ancelmo había vivido en París casi toda su vida. A los tres años su mamá lo dio en adopción a una de las familias francesas que en esa época, después de la independencia, aún vivía en Haití-República Dominicana, alias *La Española*. Él creció en París y, a pesar de ser discriminado algunas veces por su color de piel, tuvo qué comer y con qué vestirse. Hablaba francés y un poco de español que su amigo Manuel una vez le enseñó. Por alguna razón, prefería el arroz blanco al queso francés y, claro, le encantaba bailar.

Un día, cuando era pequeño, encontró entre sus cosas una foto vieja de su madre. La miraba todos los días con el sueño de volverla a ver alguna vez. Una foto en blanco y negro: estaba ella, de piel oscura y ojos grandísimos; tenía un vestido de flores; era muy delgada y, en la cabeza, llevaba un pañuelo que no dejaba ver su cabello, pero de seguro era crespo, así lo imaginaba Ancelmo. Tenía una expresión seria en el rostro y una marca con forma de espiral en el tobillo derecho. Estaba sentada fuera de una casa con la puerta abierta en donde se alcanzaba a distinguir el número 22 y un aviso borroso que decía “Villa Consuelo”. Por ahora, era lo único que Ancelmo tenía.

Eran como las 11:00 am. Ancelmo caminó un poco por las calles buscando un lugar para pedir agua mientras examinaba con atención las calles y a las personas. Todas eran muy parecidas, varias de color como él, otras morenas y otras mestizas con las mejillas rosadas. Dientes grandes y blancos. Las mujeres y los hombres caminaban de una forma particular,

como más relajados. No usaban tantas chaquetas o abrigos, más bien vestían con ropa ligera. ¿Hablaban? Rapidísimo. Especialmente un hombre que estaba gritando y hablaba tan rápido que para Ancelmo era totalmente incomprensible. Estaba ofreciendo algo. Se acercó. Eran bebidas. Se acercó más.

- Hola.

- ¿Cómo está? Tengo Jugos Gaseosa Café Té...

- ¿Agua?

- Claro, son dos pesos.

- No, no tengo dinero.

Justo en ese momento, dos personas se voltearon y lo miraron con cara de asombro, miedo y preocupación a la vez.

- No problema, no problema. Llévela.

- Gracias.

Cuando se fue, las personas que estaban allí se quedaron hablando en voz baja. Ancelmo creyó que era raro, hacía menos de un minuto estaban gritando y ahora susurraban, y además, era extraña la forma cómo lo habían mirado. Pensó de nuevo en las palabras que dijo y no había dicho ninguna estupidez. Bebió agua e inmediatamente se le olvidó lo que acababa de pasar. Sintió alivio en la garganta.

Siguió caminando, observando muy bien cada casa y cada negocio, sacaba la foto de su bolsillo, la miraba, la doblaba y la volvía a guardar. Caminaba cinco minutos y lo volvía a hacer. Otro sorbo de agua, bolsillo, foto, bolsillo. En un momento, escuchó las sirenas de la policía que iban rápidamente seguidas de un carro lujoso que parecía nuevo. Y la gente de la calle empezó a hablar.

- Ahí debe estar...

- Sí, Trujillo.

- Es aterrador.

- Dios lo perdone.

Ancelmo luego se acercó.

- ¿Quién?

- Pues Trujillo. ¿Cómo no lo conoce? El que manda acá.

Rafael Leónidas Trujillo era el dictador de la época. A la gente le aterrorizaba. Radical, temeroso y racista. Odiaba a los haitianos que en esa época cruzaban la frontera en busca de empleo o mejores condiciones. Eran miles y, al parecer, los quería matar a todos. Los haitianos y republicanos siempre compartieron historia. Y ¿cómo no? Durante la conquista y la colonia, compartieron la misma isla, *La Española*, y siglos de explotación. Sin embargo, tenían culturas y lenguas distintas. Pues durante muchos años Haití le perteneció a Francia y República Dominicana a España. Pero a Anselmo no le interesaba mucho eso; él era dominicano, igual que su madre, y solo tenía en mente encontrarla, nada más.

Siguió caminando, no encontraba nada, ni a nadie parecido a su foto y, cuando le hablaba a la gente, solo lo miraban asombrados y no respondían mucho, pero, después de que él se iba, empezaban a susurrar.

Ya se había preguntado varias veces qué sucedía. ¿Su aspecto? No, se veía como muchos de ellos. Se miraba en los vidrios de la calle y aún estaba bien vestido. En la cara, tampoco tenía nada, solo estaba cansado, pero esa no era una razón que se asociara al comportamiento y reacción de asombro de las personas. La foto tampoco tenía nada, solo estaba vieja, pero todavía se veía todo bien, y además no era para nada extraño preguntar por una dirección en la calle. Era normal. Anselmo no entendía nada. Se sentó, tomó un poco de agua y solo pensó en lo pronto que quería encontrar a su mamá. El sol se estaba ocultando, se durmió.

Casi treinta minutos después sonó un disparo en seco “Bang”. Anselmo inmediatamente quedó con los ojos abiertos. Ese sonido solo lo hacía temblar y sudar frío. Se quedó quieto y se escondió. Se quedó inmóvil unos segundos. Estaba detrás de unas canecas de basura, no había gente por ahí, pero el miedo no le permitía salir.

- Hola, ¿me puedo quedar?

Un hombre sonriente, también negro, altísimo y muy musculoso estaba a su lado.

- ¿Qué está pasando?, preguntó Ancelmo

- Otra vez Trujillo está haciendo lo mismo. Trata de hacerlo en la noche para mantenerlo en secreto. Solo nos queda no salir de acá y escondernos como ratas. Ya sabes, NO ABRAS LA BOCA POR NADA DEL MUNDO, solo para sonreír jaja, eso sí lo vale.

- No entiendo.

- Shh, viene alguien.

Pasó un soldado serio, con un arma y una rama de perejil en la boca.

- ¿Ves? Que mi Dios los perdone. Soy Simeon, y ¿tú?

- ¿Ah?

- ¿Cómo te llamas? ¿Cómo cruzaste la frontera? Yo conozco tu acento.

- Soy dominicano, soy de acá.

En ese momento empezaron a hablar en francés. Ancelmo le contó que toda su vida vivió en Francia, que lo adoptaron y ahora solo quería encontrar a su madre.

- Entiendo, entiendo. Lo que pasa es que el dictador de Trujillo está matando a los haitianos. Quiere vernos a todos muertos. Bueno, a ti no. Pero mandó a sus hombres que nos masacraran, y amigo, lo siento, pero creo que ahora corres peligro.

- ¿QUÉ?

- Shh.

Otro guardia.

En medio de susurros, miradas cautelosas y silencios inesperados cargados de miedo, Simeon le contó a Ancelmo de qué se trataba todo lo que estaba sucediendo. “El dictador de Trujillo nos quiere matar, y como físicamente no es fácil diferenciarnos de los nativos dominicanos, porque algunos tenemos rasgos parecidos, entonces nos identifica por la lengua, por nuestro acento. Mandó a sus soldados que tuvieran una rama de perejil en la boca y preguntaran a las personas cómo se llama esta planta. Como nuestra lengua derivada

del francés no nos permite pronunciar la “R” española, nos identifican como haitianos y nos matan de un tiro. Ya han matado a varios de mis amigos, no sé dónde están los otros, pero si todo sigue igual, seré uno de los próximos. Por ahora solo queda sonreír a lo que nos queda de vida. Así que sonrío hermano”.

Ancelmo quedó impactado, ahora lo entendía todo. Entendió por qué la gente lo miraba así cuando preguntaba algo, ellos sabían que en cualquier momento iba a morir. Y no estaban lejos de la realidad, corría peligro. En menos de veinticuatro horas, se encontró con otro mundo que jamás esperó y ahora estaba ahí a quién sabe cuántas horas de la muerte. De la muerte injusta que también perseguía a su nuevo amigo que aun así no paraba de sonreír y hacer chistes. Estaba cansado, con hambre, y sobre todo asustado. Ahora, cada segundo que pasaba era tiempo perdido en el que podría haber encontrado a su madre, pero también era tiempo que le quedaba de vida hasta que un soldado lo abordara.

Era medianoche. Hacía frío. Ancelmo sacó de su bolsillo la foto de su mamá, sonrió.

- ¿Qué miras?, dijo Simeon

- Mira, ella es mi mamá, por quien vine hasta acá.

- ¡La señora Rosa!

- ¿La conoces?

- Claro, vive justo en la habitación de al lado. Y ESA... esa es mi casa. Bueno, el hostel donde nos hospedamos.

- ¡Dios!

- Queda a cinco calles de acá, yo sé dónde es, yo te llevo hermano, ¡mañana temprano yo te llevo!

- Shh, vienen soldados.

Se asomó Simeon.

- ¡YA LO VIMOS! DETRÁS DE LAS CANECAS, SALGA YA – gritó el soldado a unos treinta metros de distancia.

- Hermanito, hasta acá llegué. Escucha bien. En la mañana, sal con cuidado a las cinco, por esa hora no hay nadie. Camina derecho, cuenta cinco calles y cuando veas un letrero rojo, es ahí. Entra y pregunta por don Pacho y a él muéstrale la foto. No hables con nadie y buena suerte.

- Un gusto compadre.

- NO.

- Yo no tengo a nadie, mis amigos ya murieron y sabía que mi turno iba a llegar. Tú tienes a tu mamá, está viva, ¡ve por ella!

Ancelmo lo miró fijamente y solo negaba con la cabeza.

- SAL DE AHÍ, AHORA - gritó de nuevo el soldado ahora a unos quince metros.

Simeon salió.

- ¿Cómo se llama esto? – gritó el guardia mientras lo apuntaba.

- PÉSI.

¡BANG!

El escalofrío nuevamente recorrió el cuerpo de Anselmo y una lágrima bajó por su mejilla. Seis horas habían sido suficientes para considerarlo su amigo, su nuevo amigo, su hermano.

Ahora solo le quedaba esperar que amaneciera para reencontrarse con su madre.

- ¿Don Pacho?

- ¿Sí?

Ancelmo mostró la foto.

- Sí muchacho, pasa. Segundo piso a la derecha.

- ¡ROOOOSA, TE BUSCAN!, gritó.

De repente, escuchó una voz imponente y autoritaria detrás de él:

- Oiga, usted, ¿cómo se llama esta planta?

La cura

Nathalie Carreño

La primavera no sabía qué era encerrarse. Entonces empezaron los árboles a florecer, los fuertes vientos chocaban contra las ramas, haciendo que los pétalos cayeran al suelo, formando un colorido tapete que engalanaba las calles. El sol salía con fuerza, alumbrando los altos techos triangulares de los edificios, la nieve empezaba a fundirse lentamente, pero para los ciudadanos era un placer visual seguir viendo a lo lejos la montaña, vestida aún de aquella magia blanca desigual que anunciaba los últimos vestigios del invierno.

La gente empezó a configurar sus días de otra manera, por el bien de todos, especialmente de las abuelas y los abuelos. Las calles estaban vacías, como nunca antes se habían visto, los comercios estaban cerrados, las máquinas de las fábricas apagadas, los aviones dejaron de volar, el tránsito de los carros era tan escaso que se escuchaban serenamente los conciertos que daban los pájaros en los vecindarios. El cielo estaba despejado y sin trazo grisáceo alguno, las aguas del río empezaron a tener otro aspecto, y se las veía correr con más prisa, como si estuvieran emocionadas por su claridad, brincando de felicidad chocaban entre sí descendiendo velozmente. Los animales que poco frecuentaban las áreas urbanas bajaban de la montaña a pasearse entre edificios y parques, muchos zorros fueron vistos aprovechando el poco bullicio y la ausencia de peligro.

La gente salía solitaria, y cuando sin querer algunos se cruzaban, intercambiaban miradas lejanas pero dicientes, ya que la boca permanecía cubierta, por consiguiente, el silencio había adquirido un precioso valor. Interiormente cada quien vivía cuestionándose, algunos con nerviosismo, otros más optimistas sabían que todo estaría mejor, pero que dependía justamente de todos el poder lograrlo. Nadie sabía exactamente cómo era que el miedo había logrado apoderarse del entorno, lo cierto es que algunos en su afán e ignorancia —dicho sea

de paso— se lanzaban sobre los víveres en los supermercados, se insultaban por unas botellas de agua, se golpeaban por unos cuantos rollos de papel, como si el papel higiénico fuera el antídoto que los iba a salvar, al mismo tiempo no guardaban una distancia prudente entre ellos, fortaleciendo su propia paradoja.

Cuando terminaba el asalto los más bruscos escapaban con todo lo que podían agarrar entre sus brazos, con una sonrisa que lo expresaba todo menos felicidad, aun así creían tocar el cielo con las manos. Había largas filas en las cajas, que daban hasta afuera de los supermercados, la empatía se había dejado de lado, las verdaderas caras salían a flote, la moralidad y la ética de algunos en ese momento brillaba por su ausencia. Mientras tanto, los mayores, con unas cuantas cosas en sus manos, rogaban al cielo que alguien se apiadara de ellos y les dejaran pasar primero, cosa que no siempre ocurría.

—Yo no soy un pendejo—agregó uno—. Yo me largo de aquí, así me muera de hambre con el único kilo de arroz que tengo en mi casa.

Y es que se le había indicado a todo el mundo quedarse en casa, pero la casa de algunos era la calle, y allí pasaban sus días y noches juntos, sin miedo a lo que pudiera pasar. La peste no les atemorizaba, ya que de todas formas, no tenían más opción que ser fuertes, y según se rumoreaba, el miedo atraía la peste. Fue por esa misma razón por la que la peste había pasado de una calle a otra, de un barrio a otro, de una ciudad a otra, de un país a otro, e incluso de un continente a otro.

Cansados del encierro, algunos que con anterioridad ya habían perdido la cabeza salían a pasearse como espectros nocturnos, y cuando nadie les veía, lamían lo que a ellos les parecía que iba a ser tocado por ingenuos. Su vida miserable consistía en repartir por toda la ciudad el sabor de la muerte, pero la muerte era partidaria del karma, y los abrigaba con su manto en cuestión de días.

No era similar el caso de los niños; mantenían una potente capacidad de asombro que les otorgaba inmunidad. Eran ellos quienes menos contaban las horas, pues todos los días se habían convertido en domingos, pero sin salidas al parque, sin poder jugar con los amigos y

sin poder ir a la escuela. Aun así se divertían, pues madrugar no era una norma matutina, y las madres se habían convertido en sus maestras.

El pequeño Joaquín, de cinco años, nieto del mismo señor que se había ido del supermercado, llamó a su abuelo para saludarlo:

—Hola abuelo, hoy tampoco puedo ir a tu casa, pero cuando la peste no exista tanto, podré ir a tu casa.

—¡Claro Joaco! Yo te voy a extrañar un montón, pero hay que cuidarse. Si nos queremos nos extrañamos, y después, cuando podamos, nos vemos y nos abrazamos un montón. Te ama el abuelo, ¿sabes? Te mando un abrazo enorme, amigo inseparable.

—Gracias abuelo, siempre vamos a ser los amigos inseparables, un día podré ir a tu casa cuando no exista más la peste. Hermoso, ¡te amo!

El abuelo se despidió con una sonrisa en los labios, colgó el teléfono y se dirigió a la cocina a preparar un poco del kilo de arroz que le quedaba en la alacena.

Cada quien estaba en su casa conociéndose de nuevo con su familia, o consigo mismo. Las parejas volvían a mirarse a los ojos, recuperando la complicidad perdida. Cada quien había olvidado la prisa de lo cotidiano, y empezaba a notar lo frágil que era la vida, y al mismo tiempo lo importante de las cosas simples. El compás de la respiración, el café mañanero, el poder mirar el cielo con detenimiento, ver por la ventana los rostros de los vecinos que hasta el momento eran simples desconocidos, todo tenía otro sentido.

Empezaron a surgir nuevos talentos en las personas. Los que siempre habían cantado bajo la ducha, empezaron a cantar como dioses desinhibidos. Otros pintaban retratos de sus hijos o de sus seres queridos, y de trazo en trazo iban perfeccionando su técnica hasta lograr obras angelicales como las de Élisabeth Vigée Le Brun. Con el paso de los días, otros empezaron a tocar a la perfección en el piano melodías de Camille Saint-Saëns, Léo Delibes y Erik Satie. Algunos salían y danzaban en aquel pequeño espacio de libertad llamado balcón, y los que no tenían balcón sacaban alegremente sus cabezas por las ventanas, luciendo a lo lejos como panales de abejas. Los que antes eran simples escritores se habían convertido en excelentes y empíricos literatos.

Fue así como, de los vecindarios, empezaron a emanar destellos multicolores acompañados de un ambiente apacible y, sin que las personas lo supieran, su propio arte estaba curando a los enfermos y premiando a todos aquellos que hicieron de la soledad su aliada y amiga. Todo el entorno de lo vivido quedó capturado gracias a las cámaras de los fotógrafos, que permitirían complementar las anécdotas que iban a contar a sus futuras generaciones.

Poco a poco la peste se hartó de no poder atrapar más presas, por lo cual decidió marcharse, quedando desterrada de una vez por todas gracias a la buena voluntad de los humanos. Danzando entre los vientos y coqueteando con el verano, la primavera partió al mismo tiempo prometiendo regresar pronto, más colorida que nunca, e inolvidable como siempre.

El encuentro de una vida

Sandra Mirman

Te has preguntado alguna vez por qué estás aquí. Aquí, presente en este mundo. ¿Para qué estamos? ¿Tenemos todos un papel que desempeñar? ¿Es tan insustituible nuestra presencia? ¿Cuándo vendrá el fin? Este tipo de preguntas siempre han intrigado a la persona que soy. Saber cómo gira el mundo; interesarse por los pequeños detalles de la vida a los que las personas no prestan necesariamente atención.

Desde que tengo uso de razón, siempre me he considerado diferente de los demás. Demasiado lúcido, tal vez demasiado maduro...

Nuestra especie me fascina. Y siempre me fascinará. Como Gurb, me siento extraterrestre frente al mundo que nos rodea. Tengo una visión de la vida diferente. Observo los hechos y a la gente. Sus palabras, sus hábitos y sus pequeñas manías. ¿Por qué no sería interesante cambiar, por una vez, nuestra percepción de la vida? ¿Abrir los ojos, más allá de las barreras, más allá de las fronteras?

Ver el lado bueno de las cosas siempre ha sido mi filosofía. Hasta el día en que esto te pasa a ti. De verdad pensabas que eras diferente...que esto sólo les pasaba a los demás. Pero, llegada la ocasión, ya no puedes engañarte. No puedes escapar de la realidad. Y te dejas llevar por la corriente. Todo es vacuidad.

El lugar en el que estoy en este momento es oscuro. La verdad es que no sé cómo llegué aquí. Pero esa no es la cuestión. Donde estoy la atmósfera es sepulcral. Contrariamente a lo que parece, no tengo miedo. Me siento bien.

Oigo que alguien se agita a mi alrededor. Cuanto más pasan los minutos, más se mezclan las voces desconocidas con las que me parecen familiares. Pero como estoy en la oscuridad completa no puedo reconocer a estas personas. ¿Estoy fantaseando? No importa. Porque estoy bien donde estoy. No sé cómo describirlo, pero hay algo que me hace sentir raro y me invade la felicidad.

El cambio es inminente. Lo percibo. Sin duda va a trastornar a varias personas. Sin embargo, me he acostumbrado a la idea. No tengo miedo. Ya no tengo miedo. A menudo, cuando el final está cerca, nos damos cuenta de lo afortunados que erámos allí donde nos encontrábamos.

- El ritmo cardiaco disminuye.

- Hay que reaccionar rápido.

Detecto un ruido sospechoso en el electrocardiograma. Creo que ya es la hora. Sí, ya. ¿Debería tener miedo? Ya no sé. ¿Qué voy a encontrar al otro lado? Empiezo a temer.

- ¡Esteban, date prisa! Llama al médico de urgencias. Ahora viene.

Hace tanto frío de repente. Me asaltan muchas preguntas. Sé que a cada ser humano le pasa lo mismo. Y en este preciso momento es mi turno.

- Su presión arterial disminuye, ya no es el momento de vacilar.

¿Qué me está pasando? ¿Es realmente el día D? Siento pánico. ¿Qué me va a ocurrir? ¿Voy a sufrir? O al contrario, ¿será rápido? Tengo que tranquilizarme. Así es. Ya no podía quedarme aquí eternamente. Nadie lo puede. Tengo que aceptarlo. Mi suerte está echada.

Tres minutos y dieciséis segundos más tarde.

- No lo lograremos, el fin ha llegado y no podremos impedirlo. Es así.

Me estoy sofocando cada vez más aquí y la oscuridad que no me molestaba hasta ahora termina por oprimirme. Me resulta cada vez más difícil respirar. Cada minuto que pasa pone en peligro mi vida. Trato de moverme pero no hay nada que hacer. Estoy atrapado dentro de este pasaje estrecho. No puedo moverme.

De repente, la opacidad de mi capullo da paso a la luz. Un resplandor me deslumbra. Pero, ¿qué puede ser? Nunca he visto algo así. ¿Es esa la luz de la que me hablan desde hace tanto tiempo? Me atrae. Es muy complicado resistir. No puedo evitar acercarme.

Oigo una voz otra vez.

- Está llegando.

Me dirijo todo recto hacia lo desconocido. Me doy cuenta de que, aunque lo quisiera, no podría dar marcha atrás. ¡Qué dura es la vida!

A lo lejos veo siluetas borrosas. Tres, diría yo. Todas me hacen señas para que vaya hacia ellas. ¿Debo confiar en ellas? Después de todo, ¿qué tengo que perder?

- Vamos, ven cariño – dice una de las tres. Es tan dulce su voz que me tranquiliza. Es como una caricia.

-No te preocupes, todo saldrá bien.

Lentamente me acerco a ellas. Extrañamente, ya no siento ningún temor. Estoy tranquilo. Como si las hubiera conocido siempre. Sólo tengo que dejarme guiar a lo largo de este inaudito túnel.

Un paso a la vez, decido de una vez por todas terminar con esto. Estoy a punto de salir, me convenzo de sacar la cabeza fuera. ¡Qué le vamos a hacer!

Un intenso escalofrío me recorre.

Del otro lado, ¡hace tanto frío! Lamento haberme precipitado. Es demasiado tarde. Así es la vida. Una sucesión de actos y palabras que determinan tu futuro. Hay que elegir entre lo bueno y lo malo. ¿De qué lado quieres estar? En lo que me concierne, es demasiado tarde para cambiar las cosas.

- Lo veo.

¿Es el paraíso o el infierno? No tengo ni idea. Ojalá pudiera volver atrás. Estas sombras se acercan cada vez más a mí, como si quisieran alejarme de todo lo que más quería en el mundo: mis padres. ¡No! ¡Me niego!

Doy un grito. Ya es demasiado tarde. Estoy del otro lado.

-¡Bueno! ¡Cuánto has tardado!

Es verdad, respondo para mis adentros. En realidad, no estaba listo para vivir un cambio tan enorme. Todavía tenía cosas que vivir donde estaba.

Una de las personas me abraza y me atrae hacia ella.

¿Qué quiere de mí? ¿Donde estoy? ¿Ésta es una experiencia de muerte inminente? ¿Por qué siento que salgo de mi cuerpo? Este lugar es muy diferente de donde estaba. Ahora mismo, puedo examinar todo lo que sucede en la zona, así como al personal hospitalario y las herramientas utilizadas. Todos se esfuerzan por mí.

- Tiene buenos reflejos. Mide 57 centímetros y pesa 3,5 kilos. Es un bebé muy precioso. ¿Ya elegisteis un nombre?

- Rafael, responde mi madre. Se llama Rafael.

- ¡Felicidades! A mí me encanta el tenis, dice la partera.

¿Por qué estoy cubierto de tanta sangre? Que me limpien rápido y me devuelvan a mi madre. No hay nada más hermoso y prodigioso que ver por primera vez la cara de tus padres. Recibir tanto amor y tan intenso que casi te duele.

Mi momento finalmente ha llegado: el del encuentro con las dos personas más importantes de mi vida. Las que me seguirán siempre y me amarán para siempre. Mis padres. Amalia y Saverio Mora, joven pareja costarricense. Me pregunto si es infierno o paraíso. Sin ninguna duda, paraíso. Un momento único, fuera del tiempo. Un primer piel contra piel magnífico.

Después de acurrucarme dentro de ti durante meses, aquí estoy en tus brazos. No hay nada más hermoso y encantador que sentir tu olor relajante.

Mi papá me tiende la mano y le cojo el dedo tímidamente. Entonces la partera cita a Gabriel García Márquez : «Cuando un recién nacido aprieta con su pequeño puño, por primera vez, el dedo de su padre, lo tiene atrapado para siempre».

De este modo nací en un lugar próspero y verdecido. En la provincia de Guanacaste, en el corazón de Centroamérica. El 29 de Junio, en Santa Rosa, Costa Rica. Ombligo del mundo.

Français

Composition du jury

Filippo Fonio, MCF études italiennes, dir adj UFR en charge des relations internationales

Sylvie Martin-Mercier, MFC études italiennes

Julie Darnand, responsable de la BUFR, enseignante de FLE

Toi, le sans-visage

Charlotte Aylwin

On s'est rencontré à la frontière. Une frontière grise, sévère, hostile. Une frontière ouverte quand même, mais pas à tous. Ouverte à moi (qui ai réalisé le court trajet en moins d'une demi-heure) mais pas à toi, toi qui as entendu plein d'histoires sur cette traversée mais qui, pendant tes cinq années passées à la frontière, ne l'as jamais réalisée jusqu'au bout. Celle-là, c'est une frontière aux grilles menaçantes qui s'éloignent de la mer froide : des grilles de fer qui règnent sur la frontière d'une main de fer, qui suivent le chemin de fer comme un serpent. Un serpent qui dévore toute lumière : en tout cas, tu ne pourrais rien apercevoir au bout du tunnel. Ce serpent rend presque impossible tout effort de te lancer au-dessus des trains à destination d'Espoir, à l'intérieur desquels des êtres humains ferment les yeux sur la réalité qui se déroule à l'extérieur. Remplis d'ignorants vainqueurs d'une loterie géographique, ces trains foncent sur la frontière vingt fois par jour, à deux pas de chez toi.

« Chez toi » c'est un abri - fabriqué de tentes et de branches - qui se trouve au bord de la route dans un bosquet, à côté d'une zone industrielle. Deux, trois fois par semaine, on détruit ton abri, alors tu dois le reconstruire, refabriquer, restructurer sans cesse. Si seulement tu pouvais te reconstruire une histoire de la même manière...

Ton histoire, c'est celle d'un monde différent du mien : une histoire où se mêlent les trames de vie de tous ceux qui se trouvaient autour de toi à la frontière. Ce sont des humains, comme quiconque, qui sont devenus désormais des chiffres, des sans-visages, des ombres. Toi, athlète, qui cours dix kilomètres chaque matin et encore dix chaque soir ; ou toi, adolescent, qui sais parler au moins cinq langues et dont le rêve qui te tient le plus à cœur est d'aller étudier dans ce pays qu'on appelle Espoir, là où on peut se construire un avenir ; ou toi qui, avocat dans ton pays d'origine, n'as aucun droit de travailler dans le pays dont tu parles couramment la langue, emprisonné par tes propres empreintes dans un pays où tu n'arrives pas à te faire comprendre ; ou toi, ayant vécu sept, dix ans dans ce pays d'Espoir, là où tu as une femme, des amis, une vie... qui te trouves empêché d'y retourner après être rentré sans droit dans ton pays d'origine, pour voir une dernière fois ta mère âgée.

Tu viens d'un pays dont je n'avais jamais entendu parler : je n'aurais même pas pu l'indiquer du doigt sur une carte du monde avant de faire ta connaissance. Un pays de grande taille, mais de petite voix par rapport aux autres pays plus puissants que lui qui arrivent à l'étouffer petit à petit. Ton pays n'a jamais eu le droit de prendre la parole sur la scène globale, ce qui permet des choses monstrueuses, dont tu me parles à voix basse et qui se passent là-bas, dans le dos du reste du monde.

Le jour un, tu me montres sur une carte d'où tu viens : un paysage aux arbres lourdement chargés de fruits, aux côtes sauvages et à la mer bleue-verte, aux villages montagneux et aux grandes villes balnéaires. Tu me montres des vidéos, des visages, des paysages, du beau-temps, des chansons... Oh, tes chansons ! Ces coups de cœur, qui me font venir, à contrecœur, les larmes aux yeux, qui bercent mon cœur sans même connaître les paroles... Toi, à la voix claire, vraie : une voix qui pourrait faire fondre des pierres, une voix qui raconte des histoires passionnées d'amour, de peur, et de tout ce qui se trouve entre les deux, d'une façon si pure qu'on ne peut rien faire sauf s'asseoir, réfléchir, sentir.

Tu me racontes pas mal de nuits qui se sont passées ainsi : vous êtes tous ensemble, des ombres dansantes encerclant un feu peu chaleureux, des formes et des histoires se fondant dans la musique, sous forme d'un mélange de voix qui se lève dans la nuit, la seule partie de toi qui n'est pas retenue par tes racines. Mais ta voix tombe dans l'oreille d'un sourd.

Le jour deux, tu me demandes mes chaussettes, ou encore mes chaussures, si parfaitement adaptées aux camions frigorifiques qui passent parfois sur la route qui s'éloigne jusqu'à l'horizon. Jusqu'à la mer. Jusqu'à l'Espoir. Toi, aux yeux resplendissants, qui me fixes d'un regard farceur, un regard qui me perce jusqu'au cœur, qui me déchire quand je dois te dire non. Je ne peux rien faire d'autre que t'offrir le choix entre un sac de couchage ou une couverture en laine. Sinon, il n'en restera pas assez pour les dizaines de personnes qui forment déjà la queue derrière toi. Déçu, perdu, tu prends finalement le sac. A ce moment-là, je voulais te donner tout ce que j'avais en ma possession : ma sécurité, ma vie même...

Tout ce que je peux te donner, c'est ma curiosité. Je passe deux heures sous le regard captivant de tes yeux éclatants, tes yeux aussi verts que les feuilles de printemps poussant sur les branches au-dessus de nous. De là-haut on est tous les deux des sans-visages, et

l'image de nos ombres par terre me fait penser aux millions d'événements qui ont dû se dérouler dans cet ordre pour qu'on en arrive à se retrouver en face l'un de l'autre à ce moment précis. C'est là, en haut, où le vent m'enveloppe d'un murmure au travers duquel arrivent les nouvelles qui te sont destinées : les nouvelles d'une petite lueur d'espoir. Tout d'un coup, tu pars en courant, dispersé quelque part dans la forêt au gré du vent pour aller la chercher. C'est une expérience douce-amère de te regarder disparaître entre les arbres protecteurs, une expérience aussi fugace que nos rencontres à cette frontière imposante.

Le jour trois, tu viens me chercher dès que je descends du fourgon. Tout de suite, tu m'enveloppes dans la chaleur de ton sourire éblouissant, d'où apparaît la phrase mystérieuse : « viens voir ». Tu me prends la main et tu me conduis bouche bée dans la forêt. Là, par terre sur la mousse, il y a une bicyclette rouillée au guidon bleu, autour de laquelle une foule agitée est en train de se former. Voici la lueur d'espoir qu'on a trouvée la veille : ta bicyclette, petit souvenir d'une vie normale dont tu rêvais ces cinq années dernières, introuvable depuis les descentes de la semaine précédente. Elle est revenue, rayon de soleil pour disperser les nuages de désespoir qui s'accrochaient des deux côtés.

Le lendemain, tu ne viens pas me chercher tout de suite comme d'habitude. J'examine les visages de la queue quotidienne pour chercher le tien ; j'écume le terrain à la recherche d'un signe de ta présence ; j'écoute attentivement le bruit de la foule afin d'attraper toute trace de ta voix chantante. Mais tu ne te trouves nulle part.

J'attends le soir : aucune nouvelle encore. Je rentre en passant par la plage, afin de capter le coucher du soleil comme tous les jours et réfléchir à la journée troublante qui prendra bientôt fin. Tout d'un coup, quelque chose de bleu dans le sable m'attire l'œil. En approchant, je me rends petit à petit compte de ce que c'est, mais je n'ose pas y croire. Finalement, je ne peux plus rejeter ce que mon œil perçoit : là, par terre, le guidon de ta précieuse bicyclette. Paniqué, je cours partout : je veux t'appeler par ton prénom mais je me rends compte à cet instant que je ne le connais même pas... Alors je crie, je crie, je crie tout et n'importe quoi, tout afin de te retrouver caché derrière un bateau, un éclat dans tes yeux, amusé par mon désarroi. Mais tu ne te trouves encore nulle part. Cela ne veut dire qu'une seule chose. Les yeux vers la mer, je cherche toute preuve d'un bateau dans l'eau. Rien. A

l'horizon, les côtes lointaines d'Espoir reflètent les derniers rouges, jaunes, violets de la journée. Peut-être que tu as déjà réussi la traversée, enfin, pendant les petites heures du matin. Moi, impuissant dans la nuit qui tombe autour, je ne peux que l'espérer.

Un matin pour se souvenir

Rachel Trowell

La première fois qu'il la voit, elle se trouve derrière les barreaux.

C'est une belle matinée. Il se lève très tôt par anticipation et il ne peut pas attendre cette première rencontre. Il a hâte de sortir dès qu'il le pourra et de commencer cette journée dont il se souviendra pour le reste de sa vie. Il en est sûr. Il ne l'oubliera jamais !

Pendant qu'il mange son petit-déjeuner, il regarde son portable, attendant l'appel qui viendra à tout moment lui dire que tout est prêt. Qu'il peut enfin venir. Ses mains tremblent quand il porte la cuillère à sa bouche et que des céréales tombent en éclaboussant du lait sur sa chemise fraîchement repassée.

« Mince ! », crie-t-il. Il ne peut pas avoir une seule tache sur ses vêtements quand il la verra. Il faut que tout soit parfait. Il doit se changer.

Il court à l'étage et ouvre son armoire, priant pour que son portable ne sonne pas tant qu'il est dans un tel état de désarroi. Mais il n'a rien à craindre. Son portable ne sonne pas. Et il ne sonne pas après un quart d'heure. Ou après une demi-heure non plus.

Le garçon regarde son portable avec haine.

« Quel truc inutile ! », s'exclame-t-il. « Pourquoi ne sonnes-tu pas ? J'en ai marre ! »

« Arrête, Antoine ! », le sermonne son père quand il entre dans la chambre. « Crier sur ton portable ne fera rien. Pourquoi tu ne vas pas t'assurer que le lit de ta nouvelle arrivée est prêt pour son arrivée plus tard ? »

Antoine soupire. « Oui papa ». Il se lève. Son portable sonne. « Ah ! » s'exclame-t-il, saisissant son portable. Il le laisse tomber.

« Non ! », crie-t-il. Il le prend et soupire de soulagement quand il voit que rien n'est cassé.

Son père glousse, ébouriffant les cheveux de son fils avec amusement. « Calme-toi. »

Antoine fronce les sourcils à son père et répond à son portable. « Oui !? »

« Salut, chéri ! » C'est sa mère. « As-tu déjà pensé à mettre ton linge sale dans la machine à laver ? » Antoine ne peut pas le croire. Sa mère l'a appelé juste pour demander s'il a fait la lessive ? Alors qu'elle sait à quel point il désespère de recevoir l'appel ? « Tu dois partir à l'université à dix heures demain, tu n'auras pas assez de temps pour le faire le matin et ne t'attends pas à ce que je le fasse ! », réprimande-t-elle.

« Oui maman, je sais ! », répond-il avec frustration. « Je l'ai déjà fait. Je te parlerai plus tard, j'attends l'appel. »

« Ah ouais. Aujourd'hui, c'est le jour où tu vas enfin la rencontrer. Bonne chance ! » Elle raccroche.

Dès qu'Antoine pose son portable sur la table, celui-ci recommence à sonner. Il voit le numéro de téléphone sur l'écran. Il a le souffle coupé. « Mon Dieu... » Son père sourit de nouveau à son fils.

« C'est l'heure. »

Personne n'a jamais si mal roulé qu'Antoine à ce moment. Il ne pense qu'à une chose, c'est qu'il est presque là, il est presque temps. Ses mains tremblent sur le volant, comme elles l'avaient fait au petit déjeuner, et son pied tape nerveusement sur le plancher de la voiture lorsqu'il n'est pas sur la pédale. Il doit continuer à regarder l'indicateur de vitesse pour vérifier qu'il ne dépasse pas la limite dans sa hâte pour y arriver. Ce serait tragique s'il se faisait arrêter par une voiture de police alors qu'il serait si proche.

« Si proche », répète-t-il. Et avant qu'il ne le sache, il est là.

Antoine s'arrête dans un petit parking et gare sa voiture, essuyant ses mains moites sur son pantalon avant de sortir. Il prend une profonde inspiration et lève les yeux vers le bâtiment délabré. Ses immenses murs gris s'étendent vers le ciel, parsemés de briques en décomposition. Les cadres des fenêtres sont rouillés avec l'âge, les vitres arborent des fissures et du lierre grimpe sur les tuyaux. « Quel endroit déprimant », pense Antoine. « Je dois la faire sortir d'ici. »

Il s'approche des portes fermées du bâtiment, regardant à travers la vitre sale et les ouvre avec un grognement. Les portes protestent en s'ouvrant, émettant un cri aigu. Antoine grimace et entre dans la salle d'attente.

« Bonjour », le salue une petite femme assise derrière un bureau de réception. « Comment puis-je vous aider ? »

« Bonjour », répond-il. « Je m'appelle Antoine. Je viens de recevoir un appel, je crois que vous m'attendez ? »

La femme tape quelque chose sur son ordinateur. « Ah, oui ! » Elle lui sourit. « Veuillez-vous asseoir, mon collègue sera avec vous dans un instant. »

Remerciant la femme, Antoine s'assied et essaye de ne pas regarder les portes à l'autre bout de la chambre pour ne pas paraître impatient. Mais il peut à peine rester assis. Cinq minutes passent. Puis dix. La femme lui assure que ça ne durera pas beaucoup plus longtemps ; son collègue vient de traiter un cas difficile et sera avec Antoine dès qu'il le pourra. Quand il attend, Antoine sort son portable et il fait défiler les photos d'elle qui lui ont été envoyées. Elle est si belle. Ses yeux sont très expressifs. Il ne peut plus attendre.

Antoine se lève en même temps que les portes s'ouvrent et qu'un homme entre. Il a un visage gentil et sourit à Antoine dont les nerfs commencent à monter.

« Vous devez être Antoine. Suivez-moi s'il vous plait. » Antoine suit l'homme et entre dans un long couloir sombre avec des barres de chaque côté. En marchant, il regarde les habitants derrière les barreaux et des yeux perçants le fixent. Un sentiment de tristesse pour ces pauvres âmes le submerge et il souhaite pouvoir les aider tous. Soudain, l'homme s'arrête. Il se tourne vers Antoine. « Elle est là. »

Antoine prend une profonde inspiration et rassemblant son courage, il s'approche des barreaux et s'agenouille à sa hauteur. Le petit chien le regarde avec curiosité. Antoine sourit.

« Salut ma chérie », chuchote-t-il tout en tendant la main à travers les barreaux et vers le chien. Elle le regarde avec méfiance et rampe en avant, reniflant chacun de ses doigts avant de reculer de quelques pas.

« Elle est timide », l'informe l'homme. « Elle a été gravement maltraitée par ses anciens propriétaires, avant que nous la sauvions et que nous l'emmenions ici au refuge. »

« Oui, je sais », répond Antoine, repensant au dossier que le refuge lui avait donné lorsqu'il a décidé de l'adopter, contenant toutes les informations sur son passé triste. « Je pensais que cela pourrait arriver, alors je suis venu préparé. » Il sort une friandise de sa poche et tend une fois de plus la main à travers les barreaux. Le chien s'approche à nouveau mais cette fois, elle prend hardiment la friandise de sa main et la gobe. Antoine glousse et lui tapote la tête. Elle fait un bruit de plaisir, lèche sa main et aboie doucement à lui, en remuant la queue.

« Elle t'aime bien », remarque l'homme.

Antoine fait un large sourire. Il regarde ses oreilles souples, son nez mouillé, sa fourrure douce et ses toutes petites pattes. Mais ce sont ses yeux qui sont les plus stupéfiants. L'un est bleu, l'autre est marron et ensemble, ils le regardent pleins d'expression et de questions. *Qui est cet humain ? Est-il venu pour m'éloigner de cet endroit solitaire ? Est-ce mon nouveau propriétaire ?*

« Oui », lui répond Antoine. Il se tourne vers l'homme. « Elle est parfaite. » Et il sort du refuge avec un immense sourire sur le visage et le petit chien enfin dans ses bras.

Le talisman offert

Miyagami Renako

On est dans le train à destination de l'école chaque matin. On se croise tous les jours, mais on ne se connaît pas. Peut-être qu'on habite dans le même quartier. Mais on ne se croise que dans le train. Il faut une heure et demie pour aller à l'école en train. Une heure et demie suffit à finir de lire une nouvelle. La plupart des passagers regardent leurs écrans de portable sauf nous. La seule chose évidente, c'est qu'on aime lire parce qu'on porte toujours un livre à la main dans le train. Mais on ne sait rien d'autre sur l'un et l'autre.

Aujourd'hui, comme d'habitude, je suis montée dans le train et je me suis rendu compte que le train était plus encombré que d'habitude. Il y avait quelques personnes qui étaient debout. Presque tous les sièges du train étaient occupés, mais heureusement j'ai trouvé une place libre. Je voulais m'asseoir pour lire un livre tranquillement. Franchement, je suis très nulle pour garder l'équilibre en restant debout dans le train qui se balance. J'étais assise sur un siège et je me suis rendu compte qu'il était assis face à moi. Il était concentré sur sa lecture. Ce qui m'a étonné, c'est qu'il lisait le livre que je portais aujourd'hui. Ce livre a été publié ces-jours-ci mais il n'est pas très connu. Je venais de le trouver et l'histoire et l'auteur étaient tout de suite devenus mes préférés. Si je lui parlais ? Peut-être qu'on pourrait parler de ce livre. Mais comment commencer la conversation avec un inconnu ? Je n'avais pas d'expérience de rencontres dans le train. Il écoutait de la musique avec ses écouteurs, alors il ne pourrait pas entendre si je lui parlais. S'il ne répondait pas quand je lui parlerais ? S'il me trouvait étrange ? Ce serait la honte ! Ça pourrait être un trauma. En tous cas, je ne pourrais pas faire cela puisque je suis timide. La réalité ne se passe pas toujours aussi bien que dans les histoires que j'aime. Il valait mieux laisser tomber et commencer la lecture comme d'habitude. Je devais me concentrer sur ce livre, sinon je ne pourrais pas finir de le lire aujourd'hui. J'ai respiré à fond et ouvert mon livre.

Quand j'ai levé la tête pour voir combien d'arrêts restaient jusqu'à ma destination, j'avais presque fini de lire. Le train s'est arrêté à la gare et une vieille dame est montée lentement dans le train. Elle portait ses bagages lourds et elle était en sueur, elle semblait très fatiguée. Elle s'est arrêtée devant nous. Tout de suite, on s'est levés en même temps pour lui donner un siège. Elle nous a dit merci et elle avait l'air contente. Elle s'est assise où j'étais assise tout à l'heure. On était debout côte à côte. Et puis, il s'est aperçu qu'on avait le même livre. Il semblait un peu surpris. Il m'a montré son livre et m'a souri. J'ai souri. Mais je n'ai rien dit. À l'arrêt suivant, la vieille dame s'est levée, mais elle avait du mal à porter ses bagages. Elle est descendue au même arrêt que moi. Je lui ai proposé de l'accompagner chez elle. J'ai porté ses bagages et on est descendues ensemble. Il y avait du temps avant que le premier cours commence et elle habitait près de la gare. La vieille dame m'a beaucoup remercié. Elle m'a dit qu'il n'y avait pas beaucoup de gens qui lui avaient donné un coup de main comme moi ces jours-ci et elle était contente d'avoir fait ma connaissance. Elle m'a aussi conseillé de ne pas être timide si je parlais avec cet homme dans le train. Elle avait compris ce que j'avais pensé tout à l'heure. Je lui ai dit que je n'étais pas arrivée à parler à cet homme même si on était dans le même train tous les jours et ce que j'avais pensé quand je me suis aperçue qu'on avait le même livre. Je ne suis pas quelqu'un de sociable donc j'ai toujours du mal à parler à un inconnu, c'est pour ça que je n'ai pas beaucoup d'amis. Elle semblait tout savoir. On est arrivées chez elle, elle m'a demandé d'attendre un peu dans l'entrée et elle est allée chercher quelque chose. Après quelques minutes, elle est revenue et elle m'a donné deux marque-pages très jolis. L'un était rouge et l'autre était bleu. Elle me les a donnés en signe de gratitude. Elle m'a dit : « Je les fais à la main. L'un est pour toi et l'autre est pour lui. Je te demande de le lui donner à ma place demain. » J'étais surprise. Elle a ajouté qu'elle m'accueillerait toujours chez elle et qu'elle voudrait savoir si j'avais réussi à lui donner ce marque-page. Je lui ai promis et je me suis dépêchée d'aller à l'école.

Le jour suivant, on était dans le même train comme d'habitude, dès que la porte s'est ouverte, j'ai vu l'homme debout à côté de la porte en train de lire un livre. J'ai commencé à être nerveuse mais je me suis avancée petit à petit vers l'homme. La vieille dame m'a donné confiance et je sentais que je pouvais le faire. Je suis arrivée devant l'homme. On était

debout face à face. Il ne m'avait pas vue. À ce moment-là, le train a commencé à bouger et j'ai failli tomber. Il a aperçu mon mouvement bizarre alors que j'essayais de garder l'équilibre. Il a levé la tête et a enlevé ses écouteurs. On était prêt à parler. J'ai parlé de la vieille dame qu'on avait rencontrée dans le train hier matin et je lui ai donné un marque-page. J'avais l'impression de parler trop vite. Il m'a remerciée en disant qu'il voulait justement un nouveau marque-page ces jours-ci parce qu'il avait perdu le sien. Il m'a demandé de dire merci à la vieille dame à sa place. J'ai essayé de parler du livre qu'on lisait hier matin. Il aimait aussi ce livre et l'auteur comme moi. C'était la première fois que je passais le voyage à discuter avec quelqu'un dans le train. Comme je l'avais prévu avant, on avait les mêmes goûts de lecture. Les deux bavards étaient assez excités pour oublier le temps qui passait. Je suis arrivée tout de suite à l'arrêt où je suis descendue. Finalement, je l'ai enfin rencontré. Je voulais tout de suite aller en parler à la vieille dame. Mais aujourd'hui, je n'avais pas beaucoup de temps avant le début des cours alors j'ai décidé d'y aller plus tard. Après les cours, je me suis dépêchée d'aller chez elle. J'ai sonné la cloche et elle est sortie en souriant. Je lui ai raconté ce qui s'était passé ce matin, l'homme était content de recevoir le petit cadeau et on a beaucoup parlé des livres qu'on aimait. C'était une très belle rencontre. En écoutant cela, elle avait l'air très contente. Après cela, je suis allée chez elle seulement pour bavarder presque tous les jours après l'école. Je l'aimais comme une vraie grand-mère et elle m'accueillait toujours comme une vraie petite fille.

À propos de cet homme, on est dans le même train chaque jour, mais on ne se dit rien. Après être descendus, on parle des livres qu'on a lus dans le train. C'est devenu une habitude sur le chemin de l'école. Ces deux rencontres m'ont changée. Ce que j'ai appris grâce à la vieille dame, c'est que les rencontres enrichissent la vie.

Italien

Composition du jury

Filippo Fonio, MCF études italiennes

Sylvie Martin-Mercier, MFC études italiennes

Emanuela Nanni, MCF études italiennes

Debora Barattin, lectrice d'italien

Mara Capraro, doctorante-allocataire d'italien

Diego Pellizzari, ATER d'italien

La caduta di Orsola

Coline Chaleat

Orsola non era né giovane, né vecchia. Non era né bella, né brutta. Né grande, né piccola. Però, Orsola era tante cose. Tutti i vicini del quartiere potevano confermarlo. Era un'altruista estrema: si dedicava sempre agli altri senza aspettarsi nulla in cambio. Questo lo faceva da qualche anno: da quando i figli indegni l'avevano abbandonata e lasciata da sola. Ormai, Orsola trascorreva le giornate a consigliare, aiutare e ascoltare i vicini. Tutti l'adoravano: la sua piccola bocca a forma di cuore sembrava invitarvi a prendere un tè e a mangiare dei dolci fatti in casa, i suoi occhi brillanti vi riempivano di un calore dolce e la sua corporatura robusta dalle ossa grosse vi rassicurava come una parola dolce prima di dormire. Inoltre, Orsola sapeva fare tutto: la meccanica, il giardinaggio, la cucina, il cucito, la falegnameria e qualsiasi tipo di lavoro manuale. Non si annoiava mai. Eppure, Orsola era introversa, non parlava mai di se stessa e anteponeva l'ascolto alla parola. Così, a furia di ascoltare gli altri, aveva messo da parte le sue emozioni e i suoi desideri profondi e quando i vicini le chiedevano come stava, rispondeva sempre: «Felice come un fringuello!» Allora, i vicini la prendevano per una persona gioiosa e saggia e non facevano altre domande ad eccezione di alcuni favori. Non percepivano la stanchezza che si intravedeva sotto gli occhi di Orsola e l'anormale frenesia che l'animava inesorabilmente dall'alba al tramonto.

Un bel giorno d'autunno, mentre la luce tiepida del sole cullava i carciofi e gli scalogni appena piantati, una violenta ventata colpì il giardino di Orsola. Impegnata a preparare delle talee di pepe di Sichuan per la signorina Guarnida, Orsola fu interrotta nella sua attività meticolosa dal grido di un ragazzo non lontano da lì. Lo sentì correre sull'asfalto e avvicinarsi velocemente. Improvvisamente, un aquilone si incastrò nella grande quercia che regnava sulla casa. Orsola sussultò. Sollevato lo sguardo verso la chioma, si arrese all'evidenza: l'aquilone era effettivamente bloccato. «Orsola, la prego, mi aiuti, per favore, Orsola!», implorò il ragazzo piombando nel cortile e additando l'albero. Detto fatto, Orsola tirò fuori una scala, e con la bravura di un cavaliere si tirò su i pantaloni e cominciò a salire

con passo deciso. Il vento era sempre fortissimo. Gli amici del ragazzo si erano raggruppati ai piedi dell'albero per osservare la coraggiosa Orsola. Gradino dopo gradino, le acclamazioni si fecero più entusiaste e Orsola più febbrile. E tutto d'un tratto, la scala si ribaltò con un movimento quasi irrealistico. I ragazzi videro Orsola cadere come un sasso mentre lei si sentì volteggiare come una foglia. Quando aprì gli occhi era sdraiata sull'erba soffice, tranquilla per un momento. Per un attimo pensò di essere da sola di fronte al cielo arancione. Poco a poco sentì delle voci, sempre più forti, provò una tempesta interiore, e la testa si mise a girare. Era una sensazione intensa, un tremito soffocante. Orsola gemette faticosamente e fece un cenno ai ragazzi per farli stare zitti. Nonostante questo gesto, sentiva sempre delle voci penetranti intorno a lei. Continuò più e più volte a lamentarsi e supplicò i ragazzi di fare silenzio. «Ma Orsola, non abbiamo detto niente. Nessuno sta parlando adesso», disse con calma un giovane. Però, le voci continuavano ad assordarla.

«Basta, basta, basta!», urlò Orsola. Si raddrizzò. I ragazzi constatarono che non era ferita e vedendo il suo sguardo furioso come non l'avevano mai visto, scapparono come dei conigli. Le voci rimanevano lì, vociferando. Orsola intravede delle forme strane che la circondavano. Si sfregò energicamente gli occhi per assicurarsi che non stesse sognando. C'erano tre figure. Poteva vederle con sempre più chiarezza e certezza. «Ah finalmente, ci vede! Com'era il sonnellino, Orsola? Dai, pigrona, forza! Eh sì, sì, esistiamo Orsola, dopo tanto tempo forse bisogna accorgersene.»

«Orsola, ancora un nome assurdo, sciocco, patetico come tutti voi, miserabili umani!» Non aspettandosi di sentire tanta violenza, Orsola stette ammutolita. Riuscì comunque ad articolare una domanda: «Chi siete?» - «Chi siamo? Mi fa impazzire sentire questo! Sono la Rabbia, perbacco!», inveì la prima figura. - «Io sono la Vergogna, piacere...» balbettò la seconda. - «Io sono solo lo Scoraggiamento», sospirò la terza.

Non avevano una forma umana, somigliavano a degli animali tutti diversi. Lo Scoraggiamento era tutto molle e gocciolante, quasi trasparente ma abbastanza ingombrante. Era senza mani e senza piedi, costretto a stare fermo, tutto storto per terra. Osservando questi mostri, Orsola risentì una nuova piccola tempesta scuotere il suo cuore. Una quarta

figura apparve e si presentò: «Ciao Orsola! Ciao, voi altre! Spaventoso quest'albero e anche questo cielo, e pure la casa, e voi tutte, e...» - «Sì, sì, grazie Paura, abbiamo capito. Che pappamolla!», interruppe la Rabbia. Adesso, la Paura, buia e arruffata, era diventata enorme, schiacciava quasi tutte le altre creature e il cuore di Orsola continuava a tremare e ghiacciare. La Vergogna era scomparsa. Allora, Orsola capì. L'urto della caduta dall'albero aveva certamente provocato qualcosa nel suo cervello e un fenomeno straordinario invisibile per gli altri ne è derivato: poteva sentire e vedere, dal vivo, le emozioni che rimanevano di solito insabbiate nel profondo del suo essere. Per la prima volta, potevano occupare tutto lo spazio che desideravano. Che incontro!

Perciò, Orsola trascorse il resto del giorno a fare ogni sorta di attività, guardando attentamente l'andirivieni delle emozioni e le loro interazioni. All'inizio, era affascinante esaminarle, era uno spettacolo traboccante di litigi, di barzellette, di colori e di materie diversi. Le emozioni positive erano dritte, forti con contorni facilmente distinguibili. I loro colori erano brillanti. Alcune scintillavano come un laghetto sotto il sole, alcune erano fatte di sfumature calde che variavano. Le emozioni negative erano ruvide e taglienti. Ogni volta che si muovevano facevano stridere i denti di Orsola. Erano asimmetriche, gobbe e ricoperte da una schiuma grigiastria ripugnante. Le emozioni variabili come la Nostalgia o la Perplexità erano più difficili da vedere e da intendere. Si fondevano elegantemente nell'ambiente, bisbigliando misteriose parole qua e là e si lasciavano dietro una scia di nuvole minacciose. Era anche interessante vedere che alcune emozioni non si incontravano mai tra di loro: la Gelosia e la Pienezza, o ancora lo Stupore e la Noia.

Dopo qualche giorno di convivenza e un tempo sufficiente per conoscersi meglio, Orsola e le sue emozioni conobbero una crisi nelle loro relazioni. Erano troppe e si interrompevano sempre. Orsola si sentiva la testa come un vaso rotto. Non riusciva più a comportarsi correttamente davanti ai vicini con tutto questo trambusto intorno a sé. Ogni giorno, si ritrovava in una situazione imbarazzante a causa delle emozioni, e allora l'Ansia e la Frustrazione entravano in scena e la seguivano fin nei suoi sogni. Tutte le piccole cose del quotidiano erano diventate una traversia. Orsola non poteva più ascoltare pazientemente la signora Antoniali che le raccontava il suo matrimonio per la ventesima volta. In effetti, la Noia faceva irruzione e costringeva Orsola a voltare le spalle alla signora Antoniali senza

nemmeno spiegare perché ascoltare queste storie era diventato insopportabile. Inoltre, quando faceva la spesa al mercato e vedeva sul banco dei pesci un merluzzo morto con gli occhi spalancati, il Disgusto l'agitava così fortemente che una smorfia inevitabile le deformava volgarmente il viso, il che provocava sempre la rabbia del pescivendolo. Quindi, Orsola era tormentata. Questo incontro con le sue emozioni era molto stancante e non riconosceva più se stessa. Perché queste emozioni prendevano tanto spazio? Come poteva fare per vivere in armonia con loro? Per un attimo, considerò di saltare dalla quercia, sperando di tornare al suo stato normale e sbarazzarsi delle emozioni. Però, la Temperanza affermò che era troppo pericoloso e che somiglierebbe molto a un suicidio.

Dopo una lunga riflessione, Orsola giunse alla conclusione che questo fenomeno incredibile non era accaduto per caso. Era un segno da parte della sua anima che l'avvertiva che troppo spesso aveva tralasciato quello che provava. Doveva accettare il proprio destino. Doveva imparare ad ascoltare queste creature turbolente e riuscire a comunicare con loro. Era una sfida ambiziosa, ma Orsola ne sarebbe uscita più felice e più saggia. Così, ogni giorno, per tre anni, Orsola ebbe lunghe conversazioni con le sue emozioni, cercando sempre di essere in sintonia con i suoi valori. Pur convivendo con la forza delle emozioni, la devota Orsola mantenne il suo ruolo di vicina sorridente e servizievole. Riuscì finalmente a dire «no» quando sentiva che era stanca, diventò più sincera con se stessa e con gli altri. Sicché, venne un giorno in cui Orsola si alzò e si trovò da sola. Le emozioni erano scomparse. Nessuna traccia di loro. Tuttavia, accorgendosi di questo Orsola provò una tristezza immensa che le fece versare un torrente di lacrime sulle guance. Questa reazione la sorprese. Dov'era la Tristezza? Orsola non poteva vederla, allora perché provava comunque quest'emozione? Si avvicinò alla tavola su cui vide un bigliettino scritto dalla Gratitudine: «Grazie, Orsola per queste belle discussioni e per tutta l'attenzione che ci ha consacrato. Adesso possiamo vivere tutte insieme. Non ti preoccupare, siamo sempre con te. Però, abbiamo ripreso il solito posto, è più comodo per noi lì dentro. Sei una grande persona Orsola, sempre all'ascolto di tutto e di tutti. Grazie ancora.» Orsola si prese il tempo di apprezzare questo momento commovente, lasciò asciugare le ultime lacrime all'aria aperta, si mise i pantaloni con fervore e uscì di casa: aveva un programma molto fitto per la giornata.

Un incontro da sogno

Olivia Vaudaux

La luce del sole aveva già fatto spazio alla luna. Una bella luna piena, tonda e bianca, che rischiarava la strada deserta di un piccolo quartiere residenziale. Da una finestra, in una camera illuminata da una lampada da comodino, si poteva vedere una ragazza che si preparava ad andare a letto. Come ogni sera da un mese, non vedeva l'ora di scivolare nelle braccia di Morfeo. Sperava di incontrare ancora una volta quest'uomo, che esisteva solo nei suoi sogni. Tutto era cominciato con un sogno, un semplice sogno. Aveva passato una giornata faticosissima, come sempre. La testa appena posata sul cuscino, era caduta in un sonno profondo. Solitamente, non sognava. Faceva parte di queste persone che si ricordavano soltanto i sogni memorabili, o gli incubi più spaventosi. Ma quasi subito dopo essersi addormentata, si ritrovò in un posto dove non era mai andata. Una grande piazza piena di persone diverse che non conosceva. Persa in mezzo alla folla, l'aveva visto. Prima con contorni vaghi, vedendo soltanto i suoi occhi, brillanti come due onici, rivelando uno sguardo profondo. Era l'unica persona della folla che la guardava, fissamente. Questo sguardo la chiamava. Voleva andare verso di lui, ma la sveglia suonò, annunciando un'altra giornata estenuante. Si era svegliata turbata, ma il ritmo della giornata le aveva fatto dimenticare quest'incontro. Ma tre notti dopo, l'aveva ancora visto. Sempre in mezzo a questa folla densa. Con il passare delle notti, i suoi contorni diventarono sempre più netti. La forma vaga dei primi sogni si era trasformata in un uomo grande, con capelli scuri, un'aria rilassata, e sempre questi occhi penetranti. Voleva andare da lui, ma ad ogni passo avanti si allontanava, come se fosse un fantasma irraggiungibile. Dopo un mese, questo sconosciuto era diventato un'ossessione. Ogni pensiero era dedicato a lui. Tutta la giornata pensava alla notte, unico momento dove aveva la possibilità di fare quest'incontro magico. Ogni nuovo sogno era un altro passo verso il misterioso sconosciuto.

Una notte, dopo settimane a cercare di raggiungere l'inaccessibile, la piazza cambiò. Sembrò più realistica, meno sfocata. La ragazza provò a fare qualche passo, e si sentì più leggera, come se non fosse in un sogno ma nella vita vera. Si avvicinò a lui, e per la prima

volta non fuggì. Le prese la mano, e la folla sempre più densa si trasformò in un paesaggio meraviglioso pieno di colori scintillanti. Si ritrovò in un grande campo. La folla era sparita. C'era soltanto lui, sorridente, meraviglioso. Mentre la piazza dove si trovava prima era grigia, il campo era pieno di colori diversi. Il prato era di un verde scintillante, illuminato dalle piccole gocce della rugiada del mattino. Le farfalle erano rosse, arancioni, gialle, e volavano come piccoli coriandoli nel cielo. Vicino a questo prato, nascosto da qualche albero, c'era un piccolo corso d'acqua, che faceva un rumore dolce. L'uomo misterioso, tenendo sempre la sua mano, la portò vicino a questo ruscello, dove l'acqua era traslucida, scintillando sulle pietre grazie al sole caldo che illuminava il cielo. Camminarono un attimo, fino a una piccola cascata che si gettava in un laghetto. Il sole disegnava un arcobaleno, riflettendosi nelle gocce proiettate dalla piccola cascata. Delle rane giocavano sui nenufari, sullo stagno calmo, soltanto agitato in un angolo dove c'era la cascata. La ragazza non aveva mai visto un paesaggio così bello, e non avrebbe mai immaginato che la sua mente fosse capace di creare luoghi così meravigliosi. Tutto il resto del sogno era vago, sapeva che era rimasta con quest'uomo misterioso, ma non poteva ricordarsi precisamente se avevano parlato, giocato, come se lui fosse un fantasma. Aveva conservato un ricordo bellissimo e affascinante di questo sogno. Il suo ricordo l'aveva accompagnata durante tutta la giornata, ci aveva pensato durante ogni minuto, ogni secondo, per paura che la sua mente dimenticasse questi momenti preziosi, come se fosse un oggetto di grande valore che poteva scivolare dalle sue mani ad ogni istante.

A partire da questa notte, fece un viaggio diverso ogni sera. Erano diventate rare le notti senza sogni. Con questo sconosciuto visitò posti meravigliosi. Fece una lunga passeggiata in un mercato di un paese lontano, pieno di colori, odori e musiche, con delle bancarelle piene di articoli esotici, con animali fantastici nelle strade dove la festa non sembrava mai fermarsi. Visitò isole paradisiache con spiagge di sabbia bianca, e con le acque più azzurre che avesse mai visto, ancora più belle di quelle viste sulle cartoline o sui post Instagram che guardava tra due fascicoli al lavoro. Incontrò personaggi fantastici, come piccole creature che assomigliavano a degli animali, ma con comportamenti quasi umani. Andò su pianeti che non sembravano essere la Terra, con deserti rossi giganti o vaste pianure nebbiose dove

la gravità non sembrava esistere. Si perse in foreste lussureggianti, con giganti piante piene di fiori con colori vivaci. Visitò regni con castelli risplendenti, dove le fate facevano giochi di prestigio a tutti. La magia era onnipresente, imparò a volare e a sparire, sempre vicino allo sconosciuto, diventato il suo compagno di avventure.

Ogni notte, i luoghi visitati erano sempre più meravigliosi, sempre più fantastici. Come era interessante rispetto alla sua vita noiosa e triste! Non poteva sperare di vivere un quarto di queste esperienze meravigliose nel mondo vero, questo mondo brutto, grigio, che non offriva niente di bello. Tutte queste avventure appassionanti che viveva l'allontanavano da questa realtà. Il risveglio era sempre più amaro, ed il campanello della sveglia era diventato un rumore stridente e temuto, che segnava la fine di un viaggio straordinario, e che annunciava l'inizio di una brutta giornata. Le giornate erano sempre più lunghe. Non valeva più la pena sforzarsi a godere il giorno, quando la notte era ricca di miracoli.

Ma, un giorno, non c'erano più sogni. L'uomo non appariva più. Le sue notti erano diventate vuote, senza nemmeno una farfallina o una spiaggia. Peggio, gli incubi cominciarono ad apparire. Le farfalle erano diventate insetti spaventosi e velenosi. I gentili abitanti di paesi lontani si erano trasformati in creature piccole e minacciose. I piccoli ruscelli erano adesso grandi torrenti tumultuosi e ribollenti dove aveva paura di annegare. Non c'era neppure la piazza dove aveva fatto il più bell'incontro della sua vita. Era come se il misterioso sconosciuto fosse sparito totalmente dalla sua mente. Più le notti andavano avanti, più il suo ricordo era vago. La sua faccia incantevole era sostituita da dei mostri ripugnanti che correvano dietro a lei. Perché tutto era cambiato così velocemente? Perché la sua mente, che creava cose così meravigliose, l'aveva tradita?

Con il passare delle notti, la ragazza diventò sempre più disturbata. I piccoli momenti di felicità erano spariti, e la sua vita quotidiana era cambiata. Non riusciva più a dormire senza essere perseguitata da visioni terribili, da bestie che venivano da una parte scura della sua mente. Aveva vissuto il paradiso, ma adesso era all'inferno.

Cominciò a rinunciare a questi meravigliosi sogni. Sapeva che non avrebbe rivisto probabilmente mai il bello sconosciuto. Era diventata triste, scura, tesa. L'angoscia

l'accompagnava, e si sentiva rinchiusa nei suoi tormenti, come se osservasse il mondo dall'esterno, da fuori rispetto alla sua mente.

Dopo un mese di incubi, andò nel parco, come ogni giorno per pranzare su un banco, sola, come al solito. Con la coda dell'occhio, vide qualcuno avvicinarsi, e sedersi sul banco accanto a lei. Nel momento in cui girò la testa per vedere chi era questa persona invadente, i suoi occhi si aprirono, completamente sorpresi. Durante un attimo, si chiese se era sveglia. Ma questa volta, non era un sogno. Era vero. E si rese conto subito che aveva vissuto in un mondo onirico per mesi, senza vedere la realtà. Si era persa negli splendori surreali del mondo del sogno, respingendo il mondo vero, senza artifici. E questo sogno perso, questo sconosciuto misterioso, stava di fronte a lei. La guardava con questo sguardo profondo che conosceva bene. Con un sorriso timido, le parlò finalmente: "Son mesi che La vedo su questo banco quasi ogni mezzogiorno. Non ho mai osato venire a trovarLa. Un giorno mi sono avvicinato sul banco accanto, ma Lei non mi ha probabilmente visto. Ma sono dovuto partire un mese in viaggio, e il ricordo della Sua faccia non mi ha lasciato, e mi sono promesso di venire a trovarLa non appena che sarei tornato." In questo momento, capì perché i sogni erano diventati incubi, perché il paradiso era diventato l'inferno. Rispose al suo monologo con un sorriso rilassato, e, per la prima volta da tante settimane, si sentì calmata e serena.

Un incontro pieno di promesse

Laura Juglair

Laïla ha dieci anni, percorre ogni giorno una decina di chilometri per andare a scuola. Le piace andare a scuola. Più tardi, vuole essere giornalista.

Già da qualche tempo, nel cortile della scuola ogni conversazione riguardava una misteriosa Donna. Era diventata il centro delle discussioni.

Un giorno, siccome Laïla era una ragazzina di natura molto curiosa, chiese ai più grandi della scuola chi fosse questa Donna di cui tutti fanno costantemente l'elogio. Ma nessuno voleva risponderle.

Quando non c'era scuola, i giovani avevano l'abitudine di riunirsi vicino al lago, per giocare a calcio e parlare di tutto e di niente. Laïla, molto determinata ad avere risposte alle sue domande, si nascondeva in un cespuglio per ascoltare la loro discussione.

“Teri sera, il panettiere e sua moglie sono venuti a casa mia per darci delle notizie di loro figlio Camil.”

Infatti, Camil era partito all'incontro di questa famosa Donna.

“E Camil l'hai visto?” Chiese Mimi, il più giovane del gruppo di amici.

“No, i suoi genitori hanno detto che è tornato ieri e che deve riposarsi perché ha fatto un lungo e difficile viaggio. Dicono anche che ha attraversato il mare e che non ha mangiato per due giorni, sua madre ha detto che ha perso più di dieci chili in nemmeno tre settimane.”

“Siete sicuri di volerci andare?”

“Certo che sì, lo sai il cammino è difficile ma quando entri nel suo paese, tutto diventa più facile. Pensa a tutte le famiglie del paesino che hanno un figlio partito al suo incontro, oggi non hanno più problemi economici e hanno perfino potuto mandare gli altri figli a scuola.”

Laïla sempre nascosta nel suo cespuglio li ascoltò con attenzione, e si chiese chi può essere questa Donna.

L'indomani, decise di andare a casa di Camil. Vuole che le parli di questa famosa Donna. Perché tutti vogliono andare a vederla e perché è tornato dal suo viaggio in queste condizioni. Laïla ha migliaia di domande da fargli. Camil le propone di andare vicino al lago per parlarne tranquillamente.

Dunque, Laïla e Camil si ritrovarono nel pomeriggio in riva al lago. Camil le racconta la sua storia.

“Dieci anni fa, a scuola si parlava già di lei. Come i giovani di oggi, avevamo l'abitudine con gli amici di ritrovarci in riva al lago per giocare a calcio e parlare di tutto e di niente. È la prima volta che ho sentito parlare di lei.”

“Perché tutti vogliono andare da lei, nel suo paese?”

“Lo sai, la gente parla molto, si dice che è fonte di pace, che questa Donna vive in un paese nel quale tutto è molto più facile, nel quale nessuno muore di fame, nel quale non c'è né malattia né guerra e in cui i ragazzi vanno a scuola gratuitamente e non possono lavorare prima della maggior età. Si dice anche che tutto questo è grazie a lei.”

“Non capisco bene come una donna da sola possa fare tutto questo...”

“Eppure, se tu sapessi tutto quello che fa, vuole aiutare la gente, il suo desiderio è di unirla nella diversità.”

“E tu l'avevi già vista prima di andarla a trovare? Come hai fatto per riconoscerla? Perché sei tornato in queste condizioni?”

Laïla ha così tante domande che riprende fiato con fatica.

“No, non l'avevo mai vista prima, ma spesso la disegnavo nella sabbia quando parlavamo di lei con gli amici. Mi piaceva immaginare le sue curve, dicevamo che aveva gli occhi azzurri come il colore del cielo e che se la si guarda negli occhi si può vedere un cerchio di dodici stelle.”

Descrivendola, Camil faceva nella sabbia il disegno che faceva dieci anni prima.

“Perché ha solo uno stivale?” Chiese Laïla guardando il disegno.

“È così, rispose Camil, ascolta il seguito.”

“Un giorno, ho parlato ai miei del mio desiderio di andare a incontrarla. Mia madre è scoppiata subito a piangere e mio padre mi ha abbracciato. Mi hanno spiegato che per incontrarla bisognava essere fortissimo fisicamente ma anche psicologicamente perché il suo paese è molto lontano dal nostro e che per andarci bisognerebbe attraversare il mare e percorrere le montagne. Poi, una volta arrivati nel paese, prima di vederla, bisognerà che mi nasconda per non essere rimandato qui. Perché gli uomini che abitano lì non ci vogliono, la vogliono tenere solo per loro. Inoltre, pensano che noi vogliamo prendere i loro soldi e il loro lavoro. È per questo che non ci lasciano entrare nel loro paese.”

“Ma è terribile! Eppure siete comunque un centinaio di uomini a volerci andare. Anch’io voglio andarci!”

“Laïla, non puoi, sei una ragazzina.”

“E quindi solo perché sono una ragazza non posso andarci? Anch’io voglio vederla. E poi non sei tu a decidere!”

Laïla si arrabbia, non ha l’abitudine che le si tenga testa.

“No, Laïla non pensarci neppure, è troppo pericoloso per una ragazzina come te. Per di più, è un viaggio che si prepara, non si prende alla leggera. Bisogna lavorare, quando ci sono andato, ho dovuto lavorare in fabbrica per più di otto mesi per poter economizzare per comprare il biglietto per prendere la nave. Quando ero nel suo paese, per sbarazzarsi di me, le autorità mi hanno dato dei soldi per rientrare a casa mia e lasciarli in pace tra loro. Quindi con questi soldi riprovo il viaggio a fine settimana, il tempo di recuperare le forze e stare un po’ con la mia famiglia.”

Finita la settimana, è arrivato il giorno della partenza. Per l’occasione, tutti gli abitanti del paesino giunsero ad augurargli buona fortuna. Quando l’autobus si mise in viaggio in direzione del sud, tutti entrarono a casa loro. Tranne Laïla, infatti Laïla si era nascosta nella stiva del bus fra i bagagli.

Laïla, giovane ragazza testarda e temeraria, aveva deciso, malgrado il divieto di Camil di fare il viaggio. Durante la settimana prima di partire, la ragazzina aveva preparato i suoi bagagli e ogni giorno aveva messo da parte da mangiare. Scrisse un bigliettino che lasciò sul suo letto per avvisare i genitori della sua assenza.

All'arrivo del bus al porto, Camil scese e si girò di fronte al mare per fare una preghiera. Quando si girò di nuovo vide Laïla seduta su una panchina che stava mangiucchiando i biscottini secchi al miele che la madre preparava ogni giorno per la merenda.

“Oddio! Laïla! Cosa fai qui?”

“Te l’ho detto, anch’io voglio incontrare questa famosa Donna, dunque sono qui.”

Camil non ha avuto il tempo di trovare soluzioni che fu chiamato per andare sulla nave. Fece finta di essere il padre di Laïla e così iniziò il loro viaggio. Si trovarono su una nave in mezzo a molte persone. In totale, erano più di un centinaio. C'erano uomini, donne, adolescenti e anche neonati. Faceva freddo e la notte cominciava a scendere. Il viaggio era faticoso, il mare era in tempesta, più volte si sono ritrovati nell'acqua rovesciati da ondate gigantesche e ogni volta che risalirono sulla nave mancavano delle persone. Era orribile. Alle prime luci dell'alba, quando il sole sorse, non erano più di una ventina. Camil era sparito con molti altri, preso dal mare durante la notte. Laïla si trovò da sola, aveva perso il suo compagno di viaggio, ma rifiutò di arrendersi e di lasciarsi portare via dalla tristezza. Doveva incontrare questa Donna piena di promesse. Andare alla fine del viaggio per mostrare alla sua famiglia che ne era capace e per proseguire la volontà di Camil. Riguardò attorno a lei, niente, non c'era niente, solo il mare. Laïla era persa, lontano dai suoi genitori, lontano dalla scuola, dagli amici, dal suo quaderno nel quale scriveva i suoi sogni di ragazzina. Laïla chiuse gli occhi per impedire che le scorressero le lacrime sulle guance rosse. Quando aprì di nuovo gli occhi, l'incubo era finito. La Donna era lì, davanti a lei, come l'aveva disegnata Camil sulla sabbia. La ragazza l'ha riconosciuta subito, forse grazie al suo stivale, chissà. Laïla non credeva ai suoi occhi, era riuscita. Anche lei, come molti altri, aveva effettuato questo viaggio. Perché Laïla era nata in un mondo di guerra. Era fuggita dal suo paese, era partita all'incontro di una vita migliore che oramai si trovava lì. Questa Donna, piena di promesse, si chiama Europa.

Russe

Composition du jury

Marie Bonin, doctorante contractuelle en littérature russe contemporaine

Inga Chernigova, docteur en sciences du langage et ATER de russe

Isabelle Desprès, PR de langue et littérature russe contemporaine

Youlia Sioli, docteur, lectrice de russe

Ярость

Valentin Albert

У меня есть мечта. С детства была. Я всегда хотел... хотел, чтобы меня любили в ответ. А мне как-то не повезло до сих пор. Мне 20, и все называют меня «Господин» с уважением. Я устал слышать разговоры новобранцев:

- Ой смотри! Это величайший воин страны! Говорят, что он всех нас спас, что он убил больше 300 солдат!

- Серьёзно ? Ушам своим не верю...

Из дня в день происходит одно и то же. Когда иду по казарме, всегда слышны чьи-то перешептывания. Я не раз был награжден, а теперь я учу новобранцев как выжить на поле боя. Но никто не знает, что произошло на самом деле в тот день... Я просто-напросто хотел встретить милую девушку, а оказался там на поле брани.

Когда мне было 18, война вдруг началась. Никто не ожидал ничего подобного. Мы все должны были сражаться за родину, хотя никто не был готов. Через неделю мне на голову упал шлем, и винтовка попала в мои руки.

- Но я же не воин!

- Да здесь нет воина. Ты — солдат.

Вот что нам говорили полковники. Никакой стратегии вообще не было: нас просто послали умереть. А у меня был стимул — я не мог умереть, не узнав что такое любовь. Неужели у кого-нибудь получилось влюбиться на войне ?

Всё началось в кузове военного грузовика, мы ехали в бой. Все дрожали из-за поврежденной дороги.

-Скоро доберёмся до города. Цель — простая: мы должны защищать некое здание. Там радио наверху. Нам очень нужна связь со штаб-квартирой, но и врагам тоже. У них не остаётся способа вызвать подкрепление - объяснил командир. Он уверенно стоял перед всеми за передней частью грузовика. Почти все тряслись от страха, включая меня. Я спросил:

- Командир, неужели нас только десять?

- Ха-ха, что ты ? Зови меня просто Игнат. Мы здесь рискуем жизнью, нет времени на формальности. Ну да, нас около десяти, а что? Другие отряды заняты пока что. Не переживайте, мы обязательно выживем и вернёмся домой. Война, это шутка. Вы неженские, что ли ?

Он рассмеялся, но он один был самоуверенным.

- Итак, приехали! Помните, надо защищать здание во что бы то ни стало, и победа будет за нами!

Игнат первым выпрыгнул из грузовика, и стал бежать вдоль стен. Я тоже вышел, крепко сжимая винтовку. Мы все побежали за ним, ни о чём не думая, избегая дыр в земле. Командир остановился на углу какого-то здания, и тут меня очень сильно поразило: город был разрушен, тут и там был огонь. Игнат крикнул что-то похожее на приказ.

- _____!

- ЧТО? НИЧЕГО НЕ СЛЫШНО ИЗ-ЗА ВЫСТРЕЛОВ- я спросил изо всех сил.

Он убежал вперед, через поле битвы. У нас не было выбора: без него — нам конец. Мы за ним побежали, чуть не погибли под танками. Чудо. Мы достигли другой стороны города, вошли в великое здание, и спрятались под окнами.

- Вот, всё прошло отлично. На последнем этаже находится радио,- сказал Игнат, задыхаясь.

Мы наконец-то успокоились. Снаружи уже не было так шумно.

- Ах, в конце концов покой - высказал один из новобранцев.

- Да нет, подозрительно. Скорее всего--, но Игнат никогда не успевал закончить предложение.

Оглушительный и глухой звук раздался, а потом, я почувствовал, как будто горел заживо, как будто солнце случайно хотело пожать мне руку.

Нас бомбили. Хаос. Ребята кричали, голова в руках.

-Шевелитесь, если жить не надоело!

Командир уже был на лестнице.

Мы были на первом этаже, выхода не было: мы делали то, что нам оставалось делать, подниматься на верхние этажи. Я побежал к Игнату и оглянулся. Теперь жалею: не хотел я видеть ужас на их лицах, но, хуже всего, один из нас осмелился закурить до взрыва, и теперь остались только его ноги у окна.

Мы карабкались на последний этаж, и все легли на спину в шоке. У меня всё болело. Всё ещё на спине, я повернул голову налево и увидел Игната. Он говорил с некими девушками, пытался их успокоить. Я тогда думал: «Ну, если невозможно выйти на улицу, видимо у нас на некоторое время будут соседи...».

На следующий день мы пытались починить радио, и с облегчением заметили, что нас больше не бомбили. На этом этаже были местные жители : только женщины, почему-то. Они показали нам, сколько продовольствия осталось. Итак, мы сели в кругу на полу, и Игнат подвёл итог ситуации:

- Ну, ребята, нас окружили. Нам надо защищать здание, пока мы не починили радио. У нас, наверное, будет достаточно еды.

- Ой, командир, неужели мы не будем говорить о Дёме? Вы видели, что от него осталось?? Его жестоко убили - сказал плачущий солдат с широко открытыми глазами. -Они нам заплатят за это!

Игнат не отвечал, а я :

- Да, то, что с Демидом произошло — жутко. « Беда не в том, что человек произошёл от животного, а в том, что он не перестал быть животным. Глупым, злым, неразумным. »

- Что, теперь цитируешь Фонвизина ?

- Беляева - поправил сладкий и сердечный голос. Молодая девушка стояла в комнате. Было обидно видеть, что она уже долго жила в зоне боевых действий. Она была более или менее вся испачкана землей, и хотя у неё, разумеется, были светлые волосы, тогда они казались почти тёмные.

- Как тебя зовут ? - Мне нужно было знать её имя.

- Зоя. Вы, правда, пришли, чтобы нас спасти? Скоро будет уже поздно, за последние несколько дней враги приблизились. Всё ясно отсюда, мы видели как вы прибыли.

Она смотрела на меня, и Игнат ей ответил:

- Да всё будет хорошо, не волнуйтесь. Как только мы починим радио, звоню на базу, и выиграем войну. Проще простого.

Но самоуверенный командир как-то не убедил грустного солдата.

- Вряд ли кому-то удастся выжить. Мы все погибнем как Демид.

- « Ничего нет утомительнее невеселого ума »- отметила Зоя, улыбаясь мне.

- Тс-с, я серьёзно...- сказал он, раздражённый. - Чё? Ты тоже фанатка Беляева?

- Нет, - тут поправлял я - это — цитата Тургенева.

Он не был доволен. Я продолжал:

-« Всякий человек сам себя воспитать должен ».

- А, ну на этот раз и впрямь Беляев, - хохотала Зоя.

- Тс-с, вы оба выпендриваетесь. Что ж, с меня довольно.

Он вышел из комнаты. А все остальные рассмеялись.

Позже этим днем я чистил винтовку, когда услышал привлекательный голос Зои.

- Так, как тебя зовут?

Я повернулся. Изумительно. Я заметил, что при других обстоятельствах я и правда мог бы жениться на такой потрясающей девушке.

- Что? Гмм... Ах да, имя. Меня зовут Роман. Очень приятно.

Мы стеснялись, очень. Но мы очень быстро почувствовали себя непринужденно вдвоём. Мы болтали весь день о чем угодно, и поздно ночью не хотели спать.

Прошла неделя, и я больше не чувствовал себя на войне: враги ничего не пробовали, и пока никому не удалось починить радио. Наконец-то, у меня получилось подружиться с девушкой. Мирно, как перерыв в потоке времени.

Я даже нашёл какое-то серебряное кольцо и подарил ей «от одного любителя литературы к другому». Мы ни о чём не беспокоились, ведь каждый день мы с Игнатом организовывали ночной дозор на одном этаже ниже. Жалею, что так не продолжалось бесконечно. Но пора рассказать об этом дне, о том, как я стал героем страны.

Я проснулся рано утром, и первое, что заметил: левая рука была мокрой. Я не понял, может, очень сильно шёл дождь, мы же на последнем этаже. Комната была слабо освещена. Я встал и пошёл навстречу к другим, но сразу же ноги наткнулись на что-то, и я упал. Ни один звук не нарушал тишины. Я внимательно посмотрел на препятствие : Игнат лежал на полу. Но как только я протянул руку, чтобы проверить, спит он или нет, я застыл : у меня на руке была не вода, а кровь. В голове зазвучал сигнал тревоги. Я запаниковал : что же здесь происходит??

Дело дрянь.

Мыслить трезво. На нас наступили? И тут я думал только об одном : Зоя. Только не она!

Я взял оружие Игната и вошел в другую комнату. Адское зрелище : все новобранцы и женщины лежали — кровь везде. Я не видел труп Зои, хоть бы никто её не тронул. Я подошёл к двери следующей комнаты, там радио, и надеюсь, Зоя. Я слышал разговоры. Вот они.

Я разозлился. Мечь. Ярость.

Я открыл дверь. Почти все сидели и пытались звонить на базу. Я их застрелил. Была резня : когда у меня кончились пули, я взял нож и стал резать налево и направо. Я был штормом разрушения. Мучительные, слабые, (женские?) крики — не слышал. По пути я топал на трупы и черепы, я остановился только тогда, когда я услышал перелом костей. И тут я увидел блеск под моими ногами : рука с серебряным кольцом.

Хижина

Alix Legeay

Снаружи бушевала непогода. Невозможно было выйти на улицу. Дул ветер, срывая и поднимая в воздух тысячи свежеспавших листьев. Зима быстро приближалась. Но на данный момент был только дождь и ветер. В моем маленьком шале, затерянном посреди леса, я был один. Это было моё убежище, и никто не осмелился ступить сюда. Незнакомцы должны были знать, что лучше не рисковать. Тем не менее, если кто-то осмелится войти, он немедленно должен уйти. Кто найдет это маленькое, полуразрушенное шале приятным? Потому что да, это был не один из тех шале горнолыжного курорта. Это было не роскошно, это было просто обитаемо. Дерево начала стареть из-за отсутствия ухода. Окна, грязные окна пропускали сквозняки. Старая печь не работала в течение многих лет. Но у меня был другой способ согреться. В шале была только одна комната с мезонином, где лежал старый пыльный матрас, который, вероятно, кишел насекомыми. Единственное, что не было пыльным и все еще живым, это был я. Не было никого, кто бы мог нарушить моё спокойствие. Я был один в этом шале, затерянном в лесу. Непогода на улице еще не успокоилась. Силы природы продолжали обрушиваться на этот мир. Раньше я боялся, но теперь я привык к этому. После такого долгого года пребывания в этом месте я привык и овладел им.

Я оказался здесь в одно прекрасное летнее утро. Моя мама укрылась здесь, чтобы защитить себя от внешнего мира. Кроме того, я думаю, что мой страх исходит от нее. Она всегда говорила мне прибегать к этому месту только в случае чрезвычайных ситуаций. И единственной чрезвычайной ситуацией для нее было найти еду. Мне было сложно привыкнуть к этой среде, дикой и неизвестной... Но в конце концов, я принял её, и теперь она стала частью меня. Я был в шале только с мамой, она защитила меня. Но теперь я повзрослел, а она ушла. Однажды осенним вечером я услышал её крик на улице. На неё напал свирепый дикий зверь. С того дня моя

жизнь изменилась. Я стал ещё меньше, чем раньше. Я выходил наружу в основном ночью и не более чем на час. Я не хотел, чтобы всё закончилось, в конечном итоге, как с мамой.

Время шло, моя жизнь не была необычной и я чувствовал себя хорошо. Я был дома один. У меня не было хозяина, никакой ответственности. У меня была только одна цель - выжить. К счастью, меня это никогда не беспокоило. Это шале и всё вокруг было моим. Во всяком случае, я так думал.

Послышался звук шагов и тяжелое дыхание. Нет, два вдоха. Что это могло бы быть? Заблудившийся зверь? Звери никогда не подходили к моему убежищу. Должно быть, они знали, что кто-то был здесь, и что это был я. Страх внезапно охватил меня. Что, если эти люди хотят причинить мне боль? Что, если они хотят выгнать меня из дома и поселиться здесь? Или убить меня? Я начал паниковать. Я всегда контролировал всё. Всё в моей жизни было запланировано. Каждый из моих дней был одинаковым. Когда солнце вставало, утром, я умывался и бродил по дому. Я мог отойти от него всего на метр. Если опасность приближалась, я мог быстро вернуться. Затем я обходил большую комнату, покусывая что-то перед сном. У меня было мало занятий. Но в конце концов, мне это и не нужно.

Это непредвиденное событие вызвало много ранних неизвестных чувств. Из-за боязни быть пойманным, я решил спрятаться под одной из старых кухонных принадлежностей. Из этого укрытия я мог видеть все, но мало кто мог видеть меня. Я должен быть осторожным. Я начал готовить план выхода из этой ситуации. Если это что-то пришло снаружи, я должен был реагировать. В конце концов, может быть, это что-то просто хотело защитить себя от внешнего мира. Когда дверь открылась, в шале ворвался порыв ветра, сдувший пыль и несколько листьев. Эта пыль, накопленная здесь годами, теперь образовала огромное облако. Пыль попала мне в глаза, и когда я собирался чихнуть, неизвестный посетитель сделал это за меня. Это был мужчина. Я никогда не видел такого большого мужчину. Это уже напугало меня. У него были большие ботинки и гигантское пальто. Если у него было такое большое пальто, почему он пришел в дом, чтобы спрятаться от непогоды? Я рассматривал

этого человека с головы до ног. Его лицо не было закрыто, он просто и беспечно высморкался. Вероятно, из-за пыли. Затем сказал глубоким голосом.

<< Хороший Алтай, нам будет хорошо здесь. Мы отправимся в путь завтра. Как только непогода закончится, мы сможем продолжить путь. >>

Я разглядывал его. Прежде чем закрыть дверь, он впустил огромное животное. Это была белая собака с большими зубами. Я уже видел таких. Но это были волки. Может быть, они принадлежали к одной расе? Подобный вид. В любом случае, это животное казалось истощённым. И тут я заметил что-то на уровне его пасти, левой стороны. Кровь. Он был ранен. Мужчина наклонился к нему, глядя на лапу. Он с отвращением надулся, прежде чем достать бутылку из своего большого рюкзака. Он вылил содержимое поверх раны. Животное заускулило, но хозяин поймал его за ошейник на шее. Он объяснил ему, что все будет хорошо. Затем он вытащил большую белую полоску, которой обернул вокруг лапы.

<< Завтра, моя собака, ты будешь на ногах. А пока будем отдыхать. >>

Собака лежала прямо на земле, безучастно глядя. Казалось, никто еще не заметил меня. Это было так. Теперь я должен реагировать. Должен ли я уйти? Остаться? Но риск быть убитым? А снаружи ветер унесёт меня. Слишком много вопросов возникало в моей голове. И это время размышлений почти стоило мне жизни. Мужчина подошел к кухне. Он взял лежащие в углу дрова и положил их в печь. Разве его большое пальто недостаточно согревало его? Прошло много времени пока я увидел огонь. В конце концов, мне это не нужно. Этот человек был слаб. Затем он взял несколько предметов из своей сумки. Это была еда. Он открыл несколько пакетиков еды, которая была мне неизвестна. Он лёг на пыльный матрас на мезонине. Он казался истощенным. Он успокоился. Но всё-таки он раздражал меня. Это было моё шале. Я надеялся, что он не останется здесь надолго. Он и его собака. Они напугали меня. И у них был странный запах. Сильный запах. Все в них настораживало меня. Я был в ужасе. Но я не мог убежать. Выйти на улицу в такую погоду было безумие. Но пребывание в их присутствии тоже не было хорошей идеей. Тем не менее, мой единственный реальный выбор - прятаться и ждать, пока погода

успокоится. Я думаю, что человек очень быстро уснул, его храп был тяжелым, и посторонний шум его не волновал. Даже собака, лежащая возле печи, спала. Тогда беззвучно я вышел из своего укрытия. Я подошёл к этому странному зверю. Мама всегда говорила не приближаться к незнакомым животным, но он меня интриговал. Он выглядел по-другому. И у меня никогда не было такой встречи. Когда я приблизился к его носу, я почувствовал теплое дыхание на моем лице. Это была странная ситуация. Я больше не чувствовал опасности. Он выглядел таким правдоподобным, таким спокойным. Я испытывал такое чувство только с моей матерью. Я смотрел на это животное с восхищением. Однако, когда он открыл глаза, это было не то восхищение, которое, казалось, было у меня. Но презрение. Он выпрямился внезапно, застонал и залаял. Лай разбудил хозяина, который тут же встал. Человек взял огромный охотничий нож, который держал рядом с собой. Он был готов наброситься на меня. Однако я не сделал ничего плохого. Я был просто в этом шале, потому что это был мой дом. Больше ничего. Я не хотел никого обидеть. Я просто хотел быть в тишине и покое. И один. Это была беспокойная ночь для всех. Когда на следующий день взошло солнце, ветер утих. Все было спокойно. Даже я. Пёс сидел у ног своего хозяина, терся о него и поскуливал время от времени.

<< Нет, Алтай. Я не хочу, чтобы ты ел эту мышь. Я уверен, что она больна и уже много лет питалась мертвыми жуками в этом мрачном шале. >>

По дороге домой

Alexandra Khondar

Иллюминатор — маленький, кругленький, выпуклый, обвитый толстым стальным прутком. За ним — темнота. Время от времени, что-то мерцает. Каюта очень тесная, но уютная. Может быть, я просто привык. Кровать-полка, зелёное одеяло, полосатые обои. Столик, лампочка, пуфик. На полу распахнутый чемодан выплюнул скомканную одежду. Сижу, размышляю. Ужинать в столовой или у себя в каюте? В каюте всё-таки удобно, и шума нет.

Я присел за круглый стол с красной скатертью, такой лёгкой-лёгкой и прозрачной. Холодный свет, как будто льётся из потолка. Газовая скатерть покачивается от движения мотора. Я жду официанта. Меню высвечено на огромном экране. Разновидность блюд впечатляет, но некоторые названия мне вообще не понятны. Может выбрать какую-то классику, там, советскую котлету или пюре...

«Можно?» раздался мягкий женский голос. Я поднял голову. Девушка, молодая, очень высокая. Странная такая, может быть, больная... А может быть, просто чужая. Глаза на всё лицо, чернящие, ресницы длинные и густые.

– Пожалуйста, — улыбаюсь я.

«Как вас зовут?», голос звучит звонко, как будто она рядом с моим ухом.

– Аляксий, Аляксий Сашукин. А вас?

«Уни.»

– Извините, если это личный вопрос, откуда вы?

– *Записываю.* — металлический голос официанта прервал наш разговор.

– Мне, советскую котлету "Ностальгия" и тушёные овощи "а ля франс" . — Ответ Уни я не расслышал.

– Напитки?

– Газировку Луна.

Официант плавно перешёл к другому столику. Мы ждали несколько минут в полном молчании. Я оглядываюсь, давно я не был в столовке, обычно я ужинаю в своей каюте. Зал огромный, потолок высокий, красные тяжёлые шторы затянуты, всем пассажирам надоел вид за окном. По экрану стали крутить пляжи, горы и красавиц. Если их красавицами вообще можно назвать... Мои глаза быстро прошлись по молодой девушке, Уни. Все-таки, что-то странное выделяется в её физиономии. Или глаза слишком большие. Или рот очень маленький. Или тело, вообще, какое-то кривое. Разговоры, смех и лязг приборов мешают сосредоточиться на приятной музыке. Я даже не заметил, как официант принёс нам еду.

Котлета приличного размера и овощей немало. Но почему-то её цвет как-то не совпадает с моими воспоминаниями из детства, и аромата почти нет. Может быть Повар ошибся. Вкус нормальный, а вот консистенция, как всегда, омерзительная.

Уни заказала длинные зелёные макароны, а, может быть, водоросли... Мне даже показалось, что они шевелятся, словно щупальцы.

Мы едим молча. Я изредка поглядываю на молодую девушку. Странное ощущение не хочет покидать меня, мне кажется, мы где-то уже встречались...

После ужина начались танцы. Бальный вечер. Я встал из-за стола и отошёл в сторону. Я намеревался вернуться в свою каюту, но прохладная рука Уни легла мне на плечо.

«Останься.»

Я смотрю на неё, пристально, но узкое лицо не выдаёт никаких эмоций. А почему ей вдруг захотелось, чтобы я остался? Мы - два незнакомца, даже если разделяем один столик и живём на одном корабле. Сделав шаг вперёд, она сократила дистанцию между нами. А может быть, мы знали друг-друга? Невозможно... Мурашки пробежались по моей коже. Мне стало неудобно пялиться в её чёрные глаза.

Музыка играет, сначала очень тихо, как будто шорохом листьев проходит над нашими головами, и потом — крещендо, и царапает уши высокими нотами. И вдруг тишина. Весь зал замирает, затаив дыхание — конкурс ледяных скульптур.

С потолка полился тёплый жёлтый свет, он освещает середину зала, оставляя в темноте прижатые к стенам столики. Зал ожил, пассажиры растаяли и закружились в плавном танце. Возвращение весны! Музыка играет радостно, проникает в уши и туманит голову, заманивая в круг танцующих.

Уни зажала мою руку влажными пальцами и потащила за собой в центр кружащихся. Я положил неуверенную руку на её талию. Шаг влево, шаг назад и полукруг вправо. Шаг вперёд, шаг вправо и полукруг влево. Танец длится вечность. Голова кружится от постоянных перемен в движении и в музыке. Уни неумоима, её ровное дыхание поднимает бледную кожу с золотым оттенком. Ничто не выдает в ней намёка на физическую усталость. Её очень светлые – почти белые – короткие волосы, словно птичий пушок, отливают желтизной под светом потолка.

Я прервал танец и отошёл в сторонку, чтобы отдышаться. Я присел на одинокий стул, в центре зала пассажиры вертелись в бешеном движении. Мне захотелось вернуться в каюту, голова раскалывалась, в груди застряло странное чувство, столовая сразу показалась жуткой — огромным желудком забытого кита, где плясали черти. Растаяли снежинки, сбежала весна, осталась лишь визжащая музыка и кривые тени.

«Пошли.»

Прохладный голос манил за собой в тёмный коридор.

В полумраке каюты я пришёл в себя. Здесь всё-таки удобно и шума нет. Но стыдно было. Голова ещё немного болела. Что-то свежее и приятное опустилось мне на лоб. После длинных месяцев путешествия и утомительного вечера я быстро уснул...

Светлая трава, выжженная палящим солнцем, расстилалась насколько мог видеть глаз. Вдали виднелись голубоватые деревья, которые покачивал нежный морской ветер. Запах йода и тихий шелест волн доносились откуда-то из-за холмов. Я наслаждался тишиной этого волшебного места. Невидимая птица сопровождала шорохи природы

хрустальными нотами. Вечерний зной окутывал приятной дремотой, но спать было нельзя, низко в небе висели две огромные звезды. Я должен был найти тень, чтобы спрятаться от пылающего заката. На самом большом холме стояло огромное дерево. Уснувший гигант в стране чудес. Дерево-чудо — зелёная свежая листва раскидывала душистую тень вокруг толстого ствола, на каждой веточке набухали сочные почки, словно смертельное солнце склонилось перед совершенством природы. Я долго взбирался на холм.

Уни сидела у подножия дерева и играла на хрустальной арфе. Прекрасная птица извлекала ноты тонкими пальцами. Я слушал неподвижно, замороженный прекрасной мелодией. Музыка кончилась. По её лицу прошелся оттенок волнения.

– Как ты себя чувствуешь?

– Лучше...

– Уни... — начал я.

– Я знаю, мы помним друг-друга.

– Как? Почему? У меня так много вопро...

Глухой звук раздался в далеком лесу, в небо взлетело облако птиц, стук приближался.

– Время истекло, я не могу больше держать Связь.

Я схватил её за руки. Слишком резко, я услышал приглушенный крик.

– НЕ УХОДИ!!!

Прекрасный сон расплывался перед глазами, Унины руки ускользали из моих, её лицо испарилось в белой дымке, вокруг все рушилось на мелкие частицы.

– Пожалуйста...

Я не хотел покидать этот мир, я его полюбил с первой же встречи, когда-то давным давно, ещё в детстве, он мне начал сниться после того, как падающая звезда пролетела над моим домом. Я вспомнил где мы виделись. Наша первая встреча.

Каждую ночь я сюда приходил слушать шуршание белой травы и шелест розовых волн. И её голос. Унин мир.

«Проснись!», прозвучало отчаянно. Связь прервалась. Я проснулся с немим криком на губах, сбросил пропотевшее одеяло, в каюте все было как обычно.

Уни нет.

Металлический голос затрещал через громкоговоритель в моей каюте:

– Через пятнадцать минут ваш КосмоЭкспресс - ПЛ7 прибудет на планету Б 712, неоземля Номер 18749, главная звезда — Аделаида II, галактика — Млечный Путь.

Я быстро собрал вещи. Всё равно, у меня их было немного. Зубной-комплект, две лучеизолирующие рубашки, лёгкий атмосферный комбинезон и дневник-голограмма. Я поглядываю на В-чип, который слабо светится под тонкой кожей запястья. До посадки осталось пять минут.

Кругленький, привычный иллюминатор, обвитый толстым стальным прутком. За ним — море ярких звёзд освещает каюту. Маленькая планета, голубая и белая, словно миниатюрная копия земли, растёт с каждой секундой. Я выхожу из уже почти родной каюты. Белый шум наполнил коридор, громкоговоритель несколько раз издал пронзительный неприятный звук, а затем прозвучал резкий голос Техно-Лётчика:

– КосмоЭкспресс - ПЛ7 приземляется. Просим подходить к атмосферному сасу номер 4. Путь высвечивают зелёные стрелки на полу. Экипаж КЭ - ПЛ7 благодарит вас за то, что воспользовались услугами космотранскомпаниии Гагарин.

Стрелки зажглись под подошвами моих старых сапог, я застегнул комбинезон и прошел дальше по зеленоватому коридору. Дверь последней каюты была заперта. Жаль.

Сас номер 4 полностью сделан из прозрачного материала, покрытым защитными плёнками. Если стоять снаружи, огромный черный космический корабль выглядит как блестящий жучок. Белые андройды за крепкой стеклянной стенкой готовят нас к

атмосфере планеты Б 712. На отгороженном периметре посадочной площадки толпятся люди, ожидающие родственников и друзей. Там стоят мама с младшим братом. Я оглянулся, мягкая улыбка расплылась на моем лице. Она плавно машет третьей рукой за стеклом саса номер 4.

– До свидания, Уни.

Её ответ прозвучал в моей голове : «До скорой встречи, Аля.»

Prix égalité femme-homme

Composition du jury

Mireille Baurens, MCF en didactique de l'anglais

Pierre-Alexandre Beylier, MCF en civilisation américaine

Vincent Bucher, MCF en littérature américaine

Éléonore Cartellier, PRAG et docteur en littérature britannique

Sibylle Doucet, ATER et doctorante en littérature britannique

André Dodeman, MCF en littérature canadienne

Roisin Lee, contractuelle en études anglophones

Elodie Raimbault, MCF en littérature britannique

Isabelle Sinic, PRAG et docteur en civilisation américaine

Jessica Small, contractuelle en études anglophones

Jean-Yves Tizot, MCF en civilisation britannique

The Ant and the Grasshoppers

Sarah Blanc

Aisha stretched forward to listen to what she guessed was the remote dull rumble of a car. Not here yet. She leaned back, crossed her legs and started tapping on the armrest of her plastic garden chair.

It was all wobbly and uncomfortable, but she got used to it.

Actually, she had to get used to this damaged chair, because it was the only place where she could rest during her long working hours. At least hers had armrests.

Of course, there was also the shabby mattress -i f you could call it so - behind the tree. It was so thin and dirty that she always did everything possible to avoid laying on it. The chair on the contrary was her safe place ; it was the only object that was truly hers and nobody else's. She had even started to like it, it was her only fellow worker, and during the long waiting hours between tasks, it had become her closest confident. She smiled at this though. Those crazy things that isolation does to you.

It was around midday, the sun was high in the sky and the heat was starting to seriously burn her scalp under her mass of dark hair. The cool morning breeze had died and the air, packed with dust and heated by the searing tarmac, was becoming harder and harder to breathe. The distant rumble had now come closer. She had spent so many hours on this spot that only by listening at the noise drawing near, she could guess at what exact time the car would burst out of the bend on the road down-below. As she pulled herself up slowly she winced. Her back was hurting her badly since the last task, yet she stood up and got into position : hands on the hips, legs slightly spaced out, chest forward and belly inward. The muffled sound popped into a clear vrooming when the car appeared down the road. As it was driving towards her, the wind-shield started to reflect the sun, masking the face and identity of the driver. Suspense was at his peak. She held position hoping that anxiety would not take over her. While a drop of sweat fell from her forehead to her nose, the car passed her by, and the women driving didn't even notice her. She loosened her body with disappointment, and

anxiety emerged. This time she was in real trouble. It was only the second car that had come up the road in an hour, and the second that wasn't a client. As the rumble was fading in the distance she started to hear the crazy racket of the grasshoppers.

The memory of a French tale cropped up in her memory. It was about an ant and a grasshopper; all summer long the grasshopper sang and rested while the ant was working hard to accumulate long-term provisions for the winter. At the end of the story, winter comes and the grasshopper is left with nothing, while the ant can finally rest in her house, with a comfortable winter ahead of her.

The young woman giggled bitterly. What a bunch of bullshit, she thought. Down here, grasshoppers are so crafty that they make the naive ants work for them, so they can keep singing in an eternal summer.

Aisha was an ant. An ant amongst a hundred others in her anthill. An anonymous worker, without any day off, working towards no horizon. She had met her grasshopper back in her village 30 km away from Lagos. Aisha was 16 and she had just dropped out of school. That wasn't a choice, it was more confluence of events that led her to turn her back on education. For as long as she could remember, she had been wanting to be a teacher. It was her father who gave her the taste for books, he was a library owner. But what Aisha later learned is that books don't make a man rich, and when he died Aisha and her mum were left with piles of books and no money. In order to pay back the debt, she needed to help her mother. She started to work in a local hairdresser, at times sweeping the floors or cutting hair when the owner was absent. The salon was a fifteen minute ride from her home, she decided as in any free time she would possibly had, that she from then on would practice reading. Her best guess was that it was in this bus that her grasshopper had spotted her.

One night as she came home, she found her mother drinking coffee with a woman she had never seen before. She was a good looking and neatly dressed middle aged woman, she wore a luxurious watch and gigantic high heels just like those of the girls on magazines.

The woman who called herself "Madame Charlotte" appeared to be an old friend of her mother, living now in Southern France. She began by talking about her life there, carefully

choosing her words to hook Aisha on. “Amazing salon”, “Many celebrities”, “Intelligent and rich people”, she praised her life.

Aisha remembered exactly the way she felt at this instant. It felt like a rock was crushing her breast leaving her with no air in her lungs. The excitement was so intense that she had stayed almost petrified.

“I need to hire employees for my second salon in Nice and your mother told me you were very good at cutting hair, I know your mother and I trust her, if she says you are good at it”. Ant hunting had begun.

The vrooming of another car passing by drew Aisha out of her cloudy memories but she didn't have time to stand up. Luckily enough, it would have been useless; another woman drove that car.

“What an unfruitful day”, she whispered. It was now almost 2 p.m., the tarmac was so hot that it blurred the first 5 centimetres of air above it. She decided it was time to grab a cap. Hers was all drilled and ripped, but it would do the trick. She turned to the aisle and stepped over the ditch. Behind the bushy tree, the old, shabby mattress was laying nonchalantly. As she was grabbing her cap her phone rang.

“Hi. No still nothing. I will, I will. OK.” she hang up.

Those grasshoppers definitely kept an eye on everything.

Madame Charlotte was also a good observer, she had put the checkmate with one last but most efficient argument. “You could continue your studies there”.

Aisha had stuck to this idea, in the bus, even during the boat trip until her dreams were finally turned into rags. The departure had been set up three weeks after the encounter. She would never see Madame Charlotte again. Aisha later learned that she never left Nigeria. In the bus, every girl had their head full of dreams, but without knowing it they were already caught in the grasshoppers' trap. Suspicion began to appear during the boat trip. Some girls started to talk about the same woman coming to their house to give them a good opportunity; sometimes it was going to university, sometimes it was working in a high-end

salon, sometimes it was to become a cook. That night Aisha lost the pencils and the books she packed for her presumed studies. She never saw them again.

Nor did she see her mother gain, Lagos or her small village. When she had landed in the port of Marseilles, she had been informed about the cost of this trip. She owed 45,000 euros to the grasshoppers. When she heard this announcement, the rock had crushed her again, but this time excitement was replaced by powerlessness and fear. There, there were no glorious salon, kitchen or school. There was only a gigantic anthill, controlled by smart grasshoppers, and doomed young ants forced to sell their bodies to pay back a debt they never really had.

A cheap laced thong, some cheap platform heels, a plastic garden chair, and sometime, a crappy mattress, that was all they were left with, in a country whose language they couldn't even understand.

Of course, none of them could go back to their parents empty-handed, they who had put so much hope and money on their daughters. So Aisha like every other ant had to resign herself to spend ten hours a day on the sides of French roads, under the sun and the curious looks of the bystanders.

The squealing sound of tyres stopping by drew Aisha out of her dream again. "Finally some work" she thought. So she stood up, leaving her plastic chair behind, and while she leaned on the window of the car her memories and fallen dreams vanished leaving her brain ready to focus on her now recurrent goal: to avoid the crappy mattress.

4ème de couverture